

Wiener Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 79.

Dienstag, den 4. October

1814.

C h e m i e.

Vorschläge zu einigen neuen Verbesserungen pharmaceutischer Operationen und dazu gehöriger Apparate, auf dem Wege der Erfahrung bearbeitet, und, als Beyträge zur Begründung einer zweckmässigen und vortheilhaften Apothekerpraxis herausgegeben von P. T. Meissner, Apotheker zu Kronstadt in Siebenbürgen. Mit 8 Kupfertafeln. Wien 1814. Bey Kupffer und Wimmer. X und 294 S. in 8. L. L.

Mit lebhaftem Vergnügen nahm Rec. das vorliegende Werk zur Hand. Von einem Manne, wie der Verf., der sich durch einige in *Trommsdorffs* Journal der Pharmazie befindliche Aufsätze, so wie durch seine vortrefflichen aräometrischen Instrumente, dem Publikum bereits so vortheilhaft angekündigt hat, durfte man etwas gelungenes erwarten. Diese Erwartung ist nicht getäuscht worden, und der Verf. hat allen Anspruch auf den Dank seiner Collegen, besonders jener seines Vaterlandes. Aus dem, was M. geleistet hat, sieht man, das es dem österreichischen Kaiserstaate nicht an Apothekern fehlt, die ihrem Stande Ehre machen: vielleicht gibt sein Beyspiel Gelegenheit, das seine vaterländischen Collegen weniger karg mit der öffentlichen Bekanntmachung ihrer Beobachtungen und Erfahrungen sind, als sie es bisher waren. Wenigstens kennt Rec. selbst mehrere derselben, die ihr Fach dadurch gewiss ansehnlich bereichern würden. Unstreitig würde dies um so leichter geschehen, wenn eine vaterländische Zeitschrift für Pharmazie vorhanden wäre, wie der Verf. in der Vorrede seines Werkes wünscht. Möchte er sich doch selbst dem allerdings mislichen und lästigen Geschäfte unterziehen, die Herausgabe einer solchen zu besorgen. Rec. zweifelt nicht, das ein solches Unternehmen bald von

Zehntes Heft.

würdigen Mitarbeitern kräftig unterstützt werden würde.

Das Werk enthält in ganz willkührlicher Aufeinanderfolge eine Menge schätzbarer praktischer Beobachtungen, wovon die meisten den Namen von Verbesserungen mit vollem Rechte verdienen. Besonders zeichnen sich jene aus, welche den pharmaceutischen und chemischen Apparat betreffen. In diesem wichtigen und noch viel zu wenig bearbeiteten Felde ist M. ganz zu Hause, und Rec. bedauert nichts mehr, als das es ohne erläuternde Kupfer unmöglich ist, diesen Gegenstand in seiner Beurtheilung im Einzelnen so würdigen zu können, wie er es allerdings verdient. Das unter so Vielem auch manches schon Bekannte vorkommt, darf um so weniger befremden, da das Manuscript schon zu Anfang des Jahres 1809 zum Drucke fertig lag und dem Verf. bey der Schwierigkeit des literarischen Verkehrs in seinem Wohnorte, Kronstadt in Siebenbürgen, manches unbekannt bleiben konnte. Wenn aber M. auch manches Geringfügigere, von vielen Apothekern Gekannte und Benützte, oder dem denkenden und fortschreitenden Manne wohl auch ohne Anweisung sich Ergebende, der öffentlichen Bekanntmachung werth hielt, so können wir auch dies um so weniger tadeln, da bekanntlich oft von geringen Handgriffen das Gelingen einer Operation, oder wenigstens die Erlangung eines grössern Gewinns bey derselben abhängig ist, und wir doch aufrichtig gestehen müssen, das eine grosse Anzahl von Apothekern damit weniger vertraut ist, oder vielmehr dieselben aus Unkunde nicht vermisst. Unter den bisher erwähnten Vorzügen ist die seltene Gewandtheit und Leichtigkeit des Styles auch noch einer rühmlichen Erwähnung werth, da gute deutliche Beschreibungen von Apparaten und dergl. gewiss nicht unter die leichtesten Aufgaben gehören, die jedoch der Verf. auf eine Art gelöst hat, wie wir sie etwa von Hildebrandt in Erlangen gewohnt sind. Höchstens dürfte es dem Verf. zur Last gelegt werden können, das er oft

etwas zu weit ausholt, und dadurch weitläufiger wird, als es selbst für minder Belesene nöthig gewesen wäre; und für die *ersten* Anfänger ist das Buch denn doch auch nicht geschrieben. Zwar hat der Verf. dieß selbst gefühlt, und sich gegen diese Anschuldigung auf eine sehr bescheidene Weise in der Vorrede zu verwehren gesucht; allein wenn wir schon gerne zugeben, daß es in diesem Falle äusserst schwierig sey, dem ne quid nimis nachzukommen, ohne in den entgegengesetzten, weit schlimmeren Fehler zu verfallen; so möchten wir doch den Verf. um der Zukunft willen daran erinnern, daß übermässige Deutlichkeit, abgesehen von allem Übrigen, auch dadurch schade, daß sie den Leser nicht nur ermüdet, sondern ihn auch niederschlagend affiziert, ein Gefühl von Unlust erregend, wenn er sieht, daß ihm von Seite des Verfs. so gar wenig Fassungskraft und eigene Geistesstättigkeit zugetraut wird.

So viel im Allgemeinen. Nun zu den einzelnen Abhandlungen, deren das Werk nachstehende *siebenzehn* enthält:

1. *Neue Methode zur Erzeugung der Naphthen und versüßten Geister, die eine große Ersparung der Zuthaten und des Brennmaterials, und eine ansehnliche Vermehrung der Produkte für sich hat. Beschreibung zweyer neuen Apparate zu diesen Arbeiten.* Zur Darstellung der Ätherarten wendet der Verf. zwey neue Apparate an, die sich von den bisher üblichen sehr vortheilhaft unterscheiden. Den ersten derselben, welchen M. für minder complicirt erklärt, — obschon er es genau genommen mehr ist, als der zweyte — hat Recensent mit höchst unbedeutenden Abänderungen schon in einigen Apotheken anwenden gesehen, und selbst angewendet, möchte ihn aber nicht empfehlen, weil die Vorzüge desselben gegen die damit verknüpften Beschwerlichkeiten nicht so sehr groß sind. Der zweyte, dem Verf. ganz eigenthümliche Apparat hingegen, verdient alle Aufmerksamkeit: das Vortreffliche desselben springt in die Augen, und kann nur von solchen, die durch ein lächerliches Vorurtheil gegen Woulf'sche Flaschen und Verbindungsröhren befangen sind, verkannt werden. Dieser Apparat besteht aus einer gewöhnlichen Tubulaturtorte, welche mittelst eines gekrümmten Vorstosses mit 6 oder mehreren drehhalsigen Flaschen, welche wieder unter sich durch gleichschenklichte Verbindungsröhren zusammenhängen, in Verbindung steht. Die mittlern Hälse der Flaschen bleiben während der Operation verstopft, und dienen dazu, um nach Beendigung derselben das Produkt ausleeren zu können, ohne genöthigt zu seyn, den ganzen Apparat auseinander zu nehmen, der, einmal zusammengesetzt, zu mehreren Wiederholungen derselben Ope-

ration verwendet werden kann. Da die Verbindungsröhren nirgends in eine Flüssigkeit eintauchen, und ein Hals der letzten Flasche unverstopft bleibt, so sieht man leicht ein, daß die entstehenden Dämpfe keinen grössern Druck, als den der Atmosphäre zu überwinden haben, daß mithin die Arbeit bey ungleich geringerem Feuerungsaufwand und in weit kürzerer Zeit, als bey den gewöhnlichen Apparaten beendigt seyn müsse. Was auf den ersten Blick auffallen könnte, ist der Umstand, daß die letzte Flasche ganz geöffnet bleibt. Dieß trägt aber nicht nur keinen Nachtheil, da bey einem so weiten Wege, welchen die Dämpfe zurückzulegen haben, besonders, wenn die letztern Vorlagen abgekühlt werden, aller Dampf verdichtet wird, sondern ist sogar unerläßlich, theils des bereits erwähnten geringen Druckes wegen, theils um den permanent gasförmigen Produkten einen Ausweg zu verschaffen. Hinsichtlich des Verhältnisses der Schwefelsäure zum Alkohol weicht der Verf. von seinen Vorgängern sehr bedeutend ab. Er nimmt nämlich bey dem ersten Einsetzen auf 5 Theile Schwefelsäure 8 Theile Alkohol zur Ätherbereitung, und setzt die Vortheile dieses Verhältnisses sehr bündig auseinander. Übrigens hat man es ganz in seiner Macht, bald mehr Äther und weniger Hofmann'schen Geist, oder umgekehrt, weniger Äther und dafür mehr Schwefeläthergeist zu erzeugen, je nachdem man bey den Wiederholungen der Destillation die zuzusetzende Menge Alkohol verhältnismässig abändert. Mit dem eben beschriebenen Apparate und bey Anwendung des angeführten Verhältnisses erhielt M. aus 10 Pfunden Schwefelsäure und 120 Pf. Alkohol durch 30 Destillationen und 19 Rectificationen (immer auf einer und derselben Retorte und ohne den Apparat aus einander zu nehmen) 8½ Pf. abgewaschenen Äther und 99½ Pf. Schwefeläthergeist; ein Verhältniß der beyden Produkte, wie es dem Bedürfnisse seiner Apotheke gerade angemessen war, und welches wir deshalb angeführt haben, um über das Vortheilhafte des M'schen Verfahrens den Leser selbst urtheilen zu lassen. Merkwürdig ist die Beobachtung des Verfs., daß bey der Anwendung seines zweyten Apparates (bey welchem während der ganzen Operation der Zutritt der atmosphärischen Luft zu der in der Retorte befindlichen Flüssigkeit Statt findet) nicht die bekannte klümprige, grüschwarze, kohlig-harzige Masse, sondern eine schön dunkelschwarze, bloß kohlige Substanz gebildet werde, welche sich sehr gut zu Tusch verwenden läßt. Die Bereitungen des Salpeter-, Salz- und Essigäthers handelt der Verf. nur kurz ab. — 2. *Verbessertes Verfahren zur Bereitung des ätzenden Salmiakgeistes. Beschreibung einer verbesserten Geräthschaft zu dieser Arbeit.* Diese

Verbesserung besteht hauptsächlich in der Anwendung einer thönernen Retorte (statt der bisher üblichen gläsernen) welche M. ins freye Feuer setzt, und mit dem Woulfe'schen Apparate verbindet, wodurch begreiflich viel gewonnen ist. In einer Anmerkung erzählt der Verf. jedoch, daß er später bey dem rühmlich bekannten Apotheker Scharinger in Wien zu demselben Behufe gusseiserne Ballone anwenden gesehen habe, denen M. natürlich den Vorzug vor thönernen einräumt. Bey der Anwendung eines solchen Ballons, wie er sich bey M. abgebildet findet, muß jedoch erst ein Vorstofs von Thon angewendet werden, um eine Verbindung mit dem Woulfe'schen Apparate bewerkstelligen zu können. Besser und einfacher dünkt Recn. die Einrichtung, welche er in einigen Apotheken sah, und dann auch selbst mit vielem Vortheil anwendete; sie besteht in der Anwendung eines gewöhnlichen gläsernen Helms, der auf den gusseisernen Kolben mittelst Thon aufgesetzt wird, und dessen Schnabel unmittelbar in die erste Woulfe'sche Vorlage reicht. Die geringe Wärmeleitungsfähigkeit der dicken Lage Thon, welche sich zwischen Kolben und Helm befindet, schützt gegen allen nachtheiligen Einfluß des heißen Kolbenhalses hinlänglich. Wahrscheinlich ließen sich auch gusseiserne Helme oder Vorstöße, die jedoch unmittelbar in die erste Flasche reichen, mit Vortheil anwenden. M. erwähnt der Weite des Kolbenhalses nicht, und aus der Abbildung, welcher kein Maßstab beygefügt ist, läßt sie sich nicht entnehmen. Rec. hält es für wesentlich, daß dieser Hals einen solchen Durchmesser habe, daß man ganz bequem die Hand hineinbringen könne, um mit einem Instrumente die festgeschmolzene Masse nach geendigter Operation herausmeißeln zu können. Über die Art und Weise, wie der Verf. zu dieser Operation den Woulfe'schen Apparat zusammensetzt, wird Rec. später noch Gelegenheit finden, seine Meinung zu sagen. Hier nur noch etwas über die Verhältnismengen des Kalks zum Salmiak, und über das Verküthen des Apparates. M. bringt erst auf den Boden des Kolbens eine Lage Kalk; auf diesen das Gemenge aus 1 Theil Salmiak gegen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Theile Kalk; ganz oben dann eine Lage Kalk etwa $\frac{1}{2}$ Zoll hoch. Bucholz (in s. Taschenb. f. Apoth. 1803) hat gezeigt, daß ein dem Salmiak gleiches Gewicht Kalk mehr als hinreichend sey, um jenen vollständig zu zersetzen, und Recensent hat sich von der Richtigkeit dieser Angabe oft zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Daß dadurch aber einige wesentliche Vortheile, z. B. Feuerersparnis u. s. w. erreicht werden, bedarf keiner Erörterung. Mit dem von M. angewandten fetten Kütte (aus Mandelkleyen und Leinölfirniss) konnte Rec. bey dieser Operation nicht

so gut zum Zwecke kommen, als mit einem Kütte aus Mandelkleyen mit Stärkmehlkleister angestossen. Bey der schlechten Beschaffenheit der grössern Korkstöpsel, wie sie seit einigen Jahren im Handel vorkamen, geschah es manchmal, daß das entweichende Ammoniakgas mit dem Fett des Küttes Seife bildete, wodurch die bindende Eigenschaft des Küttes verloren ging; und doppelte Lagen eines verschiedenartigen Küttes aufzutragen, wie M. in einer der folgenden Abhandlungen empfiehlt, möchte etwas umständlich seyn. — 3. *Verbesserte Methode zur Bereitung des kohlen-sauren Ammoniaks. Beschreibung zweyer neuen Apparate zur Sublimation desselben.* Auch hierzu wendet der Verf. irdene Gefässe, welche in freyes Feuer gesetzt werden können, ungleich vortheilhafter an, als die gewöhnlich gläsernen. Daß auch hier eiserne noch vorzüglicher sind, gibt sich von selbst. In dem Angeführten allein besteht aber bey weiten nicht die ganze Verbesserung des Verfs., sondern auch die Einrichtung der Vorlagen hat er, besonders im ersten seiner beyden Apparate sehr zweckmässig verändert, vorzüglich für den Fall, daß man bedeutende Mengen kohlen-saures Ammoniak zu erzeugen hat. Wenn der Verf. dagegen behauptet; daß im Innern der Kreide noch Kalk im reinen (ätzenden) Zustande zugegen sey, was freylich auf die Bereitung des kohlen-sauren Ammoniaks von Einfluß seyn könnte, so muß Rec. offen gestehen, daß er dieß bezweifeln möchte, ungeachtet eines von dem Verf. kurz angeführten Versuches, nach welchem mit gepulverter Kreide gekochte Pottasche zum Theil ätzend geworden seyn soll. Ein in wissenschaftlicher Hinsicht so äußerst wichtiger, und ungeachtet der so vielfältig unternommeneu chemischen Untersuchungen der Kreide noch von keinem beachteter Umstand hätte unstreitig eine genauere Nachforschung und eine eigene Abhandlung verdient. — 4. *Einige Bemerkungen über die wesentlichen Oele und die Gewinnung derselben aus den Vegetabilien. Beschreibung neuer Geräthschaften zu dieser Operation.* Eine treffliche Abhandlung, die ihren Verfasser als aufmerksamen Beobachter und gewandten Praktiker charakterisirt. Der Verf. hat unter andern die höchst merkwürdige Beobachtung gemacht, daß die meisten ätherischen Pflanzenöle gemengte Flüssigkeiten seyen. Der eine Gemengtheil ist äußerst flüchtig, hat ein geringes specifisches Gewicht, und besitzt den eigenthümlichen Geruch des Oeles (man verwechsle dieß nicht mit Boerhaaves Spiritus Rector); der andere Gemengtheil ist specifisch schwerer, minder flüchtig, und hat seinen Geruch der Beymischung des erstern zu danken. Durch die höchst sinnreichen beyden Apparate des Verfs., — die ungeachtet ihrer Complication ge-

wifs auch in ökonomischer Hinsicht alle Aufmerksamkeit verdienen, aber ohne Abbildung keine Beschreibung gestatten — lassen sich beyde Gemengtheile abgesondert darstellen. Diese interessante Beobachtung ist zwar andern nicht ganz entgangen, und es fehlt nicht an Hindeutungen darüber; aber dem Verf. gebührt das Verdienst, diese Thatsachen gehörig verfolgt, und gewissermaßen neu entdeckt, und mit seinen Apparaten gehörig bestätigt zu haben. Casp. Neumann (in seiner *Chymia dogmatico-experimentalis*, herausgeg. von Kessel 1749, t. 2. S. 352) sagt ausdrücklich: „ja, man kann aus einigen frischen Kräutern zweyerley essentielle Öle destilliren.“ Klaproth (s. dessen und Wolffs chem. Wörterb. III. Bd. S. 726) erhielt bey der Rectification von 4 Pf. Pfeffermünzöl auch zweyerley verschiedene Öle, das eine dünnflüssig, das andere gar in Krystallen, welche an der Luft trocken blieben, und erst durch Erhitzung über Kohlen flüssig gemacht werden konnten, dann aber von dem flüssigen Öle nicht zu unterscheiden gewesen seyn sollen (?). Besonders hat Rec. öfter gesehen, daß Apotheker nach der Bereitung des Gewürznelkenöls lange vergeblich warteten, bis der über dem Wasser schwimmende Antheil sich gesenkt haben würde, was freylich nicht geschah, indem höchst wahrscheinlich jener Antheil vielmehr verflog. So war es denn dem Verf. vorbehalten, diese wichtige Thatsache gehörig ins Licht zu setzen, was ihm freylich bey seinen Apparaten, hinter denen die besten Florentiner Ölvorlagen weit zurückstehen, leichter möglich war. Ein wichtiger, ebenfalls bey weiten noch nicht ins Reine gebrachter Umstand ist die Auflöslichkeit der ätherischen Öle im Wasser. Der Verf. hat sich durch Versuche überzeugt, daß das Wasser bey rascher wie bey langsamer Destillation immer eine gleiche Menge ätherisches Öl auflöse. Was soll man aber zu dem Fall sagen, welcher dem Recn. begegnet ist, und der hier nicht am unrichtigen Orte stehen mag? Rec. bereitete einst zu gewissen Versuchen Kirschlorberöl, wobey er auf die gewöhnliche Weise verfuhr, nämlich über mehrere Antheile frischer Blätter, dasselbe Wasser in gläsernen Gefäßen wiederholt abziehend. Nach beendigter Destillation mochten bey einer Menge von etwa 8 Pf. Wasser, gegen 2 Quentchen (dem Augenmaße nach) des schönsten Öles am Boden der Vorlage befindlich seyn. Da jedoch eine ansehnliche Menge Öl noch theils im Wasser schwammen, theils, wie gewöhnlich an den Wänden der Vorlage haftete, so stellte Rec. das Ganze wohlverbunden über Nacht ruhig hin. Am nächsten Morgen fand er aber zu seinem größten Erstaunen die ganze Menge des vorhanden gewesenem Öles verschwunden, und in dem ohnehin mehrmal

koholirten, folglich mit Öl gesättigten Wasser aufgelöst! — 5. *Die Destillirblase mit beständiger Hinsicht auf die neuen, dahin Beziehung habenden Erfindungen, und hauptsächlich auf das Bedürfnis des Apothekers, verbessert.* Der Verf. hat die mannigfaltigen Vorzüge der deutschen, französischen und schwedischen Einrichtung der Destillirblase, mit beständiger Hinsicht auf das im Verhältnisse gegen Fabriks-Anstalten kleinere, aber mannigfaltigere Bedürfnis des Apothekers miteinander zu vereinigen gesucht, und dabey auch noch einige ihm eigene Veränderungen angebracht. Die Einrichtung besteht dem Wesentlichsten nach, in einer mit konkavem Boden und einem Tubulus versehenen, verhältnismäßig zur Breite niedrigen, weithalsigen, kupfernen Blase, auf welche ein konischer, tubulirter, mit einer Traufrieme und sehr weitem Ausflusrohr versehener, und mit einem Mohrenkopf umgebener zinnerner Helm aufgesetzt wird, der mittelst eines Vorstosses in den bekannten Norberg'schen Kondensator — ebenfalls ganz von Zinn — mündet. Um im Wasserbade destilliren zu können, wird nach der gewöhnlichen Einrichtung eine kleinere cylindrische Blase von Zinn, in die grössere eingesetzt, auf welche dann entweder der vorige Helm, oder — für gewisse Fälle — mittelst eines verengenden zinnernen Aufsatzes, ein gläserner Helm aufgesetzt werden kann. Es würde die Grenzen dieser Blätter überschreiten, wenn Rec. sich in eine umständliche Discussion über diesen Gegenstand einlassen wollte; er kann daher nur dasjenige kurz berühren, worin er mit dem Verf. verschiedener Meinung ist. Das Verzinnen verwirft der Verf. ganz, und mit dem vollsten Rechte; hingegen will er den Helm, die Ableitungs-Röhre, den Kondensator und die innere (zum Wasserbade bestimmte) Blase von *bloßem reinem Zinn* angefertigt wissen, und damit ist Rec. gar nicht einverstanden. Abgesehen von mehreren Nachtheilen, z. B. der großen Kostspieligkeit, geringen Festigkeit, und der Beschwerlichkeit, damit zu arbeiten, die durch das nothwendig sehr bedeutende Gewicht derselben entsteht, so will Rec. für seine Behauptung nur das Einzige vorbringen, daß er fest überzeugt sey, — und eigene, bloß deshalb vielfältig angestellte genaue Versuche berechneten ihn dazu — es dürfen alle jene Destillationen, welche der Apotheker mit der Blasenvorrichtung vornehmen kann und darf, ohne allen für die Gesundheit zu besorgenden Nachtheil in Geräthschaften von *bloßem Kupfer* unternommen werden, wenn diese Geräte nur rein gehalten werden, was ohnehin jedem Apotheker in allen Fällen heilige Pflicht seyn muß. Von den Essigdämpfen werden auch Helme von dem feinsten Zinn stark angegriffen, wie Rec.

öfter erfuh, und wie kürzlich auch Apotheker Gummi (Schweiggers Journal d. Chemie VI. S. 225) gezeigt hat. Wässer, ätherische Öle, Alkohol, können sogar in weniger sorgfältig gereinigten kupfernen Geräthen destillirt werden, ohne das das Destillat auch nur eine Spur von Kupfergehalt zeigt, besonders, wenn man bey der ersten Rectification des Branntweins ein paar Hände voll Asche zusetzt, um die vielleicht vorhandene Säure abzustumpfen. Essig sollte wenigstens zum unmittelbaren Gebrauch nicht mittelst eines kupfernen Helmes destillirt werden; hierzu dient sehr bequem Ms. Einrichtung mit dem gläsernen Helme, nur mit dem Unterschiede, das die Blase und das Verengerungsstück derselben ohne weiters auch von Kupfer seyn können. Ein zweytes und drittes Stück, welches Rec. an M's. Einrichtung für überflüssig halten möchte, ist die Traufrinne am Helme, und vollends der Mohrenkopf. Bey einer guten Verdichtungsanstalt, wie M. sie anwendet, und worauf alles ankommt, sind beyde genannten Stücke nicht nur überflüssig, sondern sogar schädlich, da bekanntlich die Verdichtung der Dämpfe bey einer künstlichen Erkältung des Helms nicht nur innerhalb des Bereiches der Traufrinne vor sich geht, sondern auch ausserhalb desselben, mithin in einer Gegend, wo die zur Unzeit verdichteten Dämpfe wieder in die Blase zurückfallen, wodurch denn auch begreiflich die Arbeit unnöthig verzögert wird. Auch für jene seltenen Fälle, wo man des Kondensators nicht bedarf, kann der unbehülliche Mohrenkopf füglich wegbleiben. Wesentlich aber ist die von M. angebrachte Tubulatur des Helmes, so wie manches andere, welches Rec. aus oben angeführtem Grunde übergehen muß. — 6. *Beobachtungen und Meinungen über den Alkohol und über die Abscheidung desselben vom Wasser.* Eine ziemlich weitläufige Abhandlung, welche unstreitig viel Wichtiges und Neues, aber auch manches Bekannte, und wieder manches Neuerem, vor dem Verf. vielleicht noch nicht Bekanntem, Widersprechende enthält. Vielleicht findet Rec. einmal an einem andern Orte Gelegenheit, sich hierüber umständlicher zu äussern, als es der enge Raum dieser Blätter gestattet. — 7. *Ueber die Destillation des Essigs.* — 8. *Ueber die Bereitung der Phosphorsäure zum äusserlichen arzneylischen Gebrauche.* Zum äussern Gebrauche wendet der Verf. ausser dem, das er das Verhältniß der Schwefelsäure gegen die Knochen (1 : 3) ändert, eine nach Struve's Vorschrift mit Alkohol gereinigte, durch unmittelbare Behandlung von Knochen mit Schwefelsäure bereitete Phosphorsäure, mit gutem Erfolg an. Nach des Recn. Dafürhalten möchte diese Methode, zu diesem Zwecke den Vorzug vor der Berzelius-Trommsdorfschen

verdienen. — 9. *Eine vortheilhafte Methode zur Bereitung des weissen Quecksilberniederschlags.* M's. sehr interessante Verbesserungsmethoden dieses Präparates bestehen vorzüglich in der Ersparung an Salmiak, und in der genauen Ausmittlung der Menge der nöthigen Zuthaten. Er zeigt nämlich, das man mit einer und derselben Menge Salmiak zu öftern Malen neue Antheile Quecksilbersublimat durch nachheriges Fällen mit kohlen saurem Kali in weissen Quecksilberniederschlag umändern könne. Zur bessern Deutlichkeit setzen wir die zweyte seiner Verfahrensarten hieher. Gleiche Theile ätzender Quecksilbersublimat und Salmiak werden in Wasser aufgelöst, und (wie gewöhnlich) mit kohlen saurem Kali gefällt. Nach der Fällung kann man neuerdings die vorige Menge Quecksilbersublimat zusetzen und (ohne Salmiakzusatz) abermal mit kohlen saurem Kali weissen Präcipitat fällen, was man auf diese Weise öfter (jedemal ohne neuen Salmiakzusatz) wiederholen kann. M. erklärt dieses Verfahren auf folgende Weise: Zunächst zersetzen sich kohlen saures Kali und Salmiak wechselseitig, wodurch salzsaures Kali und kohlen saures Ammoniak gebildet werden. Letzteres wirkt nun zersetzend auf den ätzenden Sublimat, wobey der bekannte weisse Niederschlag und wiederhergestellter Salmiak entsteht, welcher letztere nun begreiflich auch wieder als solcher bey der Wiederholung der Operation wirksam seyn kann. Da jedoch nach Foureroy der weisse Quecksilberniederschlag 0,05 Ammoniak in seiner Mischung enthält, so ergibt sich von selbst, das die Operation nicht in's Unendliche fortgesetzt werden könne, so wie, das eigentlich bey jeder Wiederholung die Menge des zuzusetzenden Ätzsublimates verringert werden sollte. Indessen hat der Verf. in sechzehn Wiederholungen 16 Pfunde Ätzsublimat mit 1 Pf. Salmiak in weissen Präcipitat umgeändert, und dabey also gegen das gewöhnliche Verfahren fünfzehn Pfunde Salmiak erspart. — 10. *Etwas über die Verfertigung des englischen Pflasters.* Sehr brauchbare Handgriffe; besonders verdient das wohlfeile englische Pflaster, welches der Verf. zum Gebrauch in Krankenanstalten etc. empfiehlt, alle Aufmerksamkeit. — 11. *Betrachtungen über den Woulfe'schen Destillirapparat und Befreyung desselben von jenen Mängeln, die man ihm zur Last gelegt hat, und wodurch die allgemeine Anwendung desselben bisher so sehr verhindert worden ist.* Der Verf. hat durch diese vortreffliche Abhandlung einem wahren Bedürfnisse abgeholfen, da, wie er mit Recht etwas bitter klagt, dieser Apparat bey weitem noch nicht so allgemein gang und gäbe ist, als er es zu seyn verdient. Zwar hat die meiste Beschreibung desselben durch Freyh, v.

Jacquin den Sohn — Rec. kennt keine bessere — das Ihrige geleistet, und doch sind nicht nur viele Apotheker des österreichischen Kaiserstaates, sondern — *incredibile dictu!* — auch mehrere, sogar verdienstermaßen gefeyerte *chemische Schriftsteller* des Auslandes mit dem Wesen desselben ganz und gar nicht bekannt. Grosstheils liegt die Ursache dieser Vernachlässigung — wie Rec. oft zu bemerken Gelegenheit hatte — auch selbst bey solchen, die das Vorzügliche des Woulfe'schen Apparates nicht verkennen, darin, dafs sie mit den kleinen Handgriffen, von welchen das Gelingen der Arbeiten mit demselben so sehr abhängt, nicht vertraut genug sind, und zu wenig eigene Erfindsamkeit besitzen, um sich ohne Anleitung selbst zu helfen. Gerade diesem Mangel wird durch M's. Abhandlung auf eine Art abgeholfen, die kaum etwas zu wünschen übrig läfst; eine Abhandlung, welche Rec. jedem Apotheker (und manchem Chemiker) nicht dringend genug zum eifrigen Studium empfehlen kann. Wer dann noch den Woulfe'schen Apparat nicht gebührend verehrt, und dann noch von Schwierigkeiten spricht, der — Der Verf. hat der Veränderungen und Verbesserungen mancherley vorgenommen, wobey unstrittig an Einfachheit gewonnen wurde, und Rec. bedauert in der That, dafs er sich hier wieder blofs darauf beschränken mufs, jene Punkte vorzüglich berücksichtigen zu müssen, bey welchen er etwas zur Vervollkommnung derselben beytragen zu können glaubt. Eine Hauptsache ist unstrittig eine gute Einrichtung der Woulfe'schen Vorlagen. Gewöhnlich sind die drey senkrecht stehenden Hälse derselben in einer Linie angebracht, und so sind auch grösstentheils jene, welche der Verf. beschreibt, obschon er auch solche empfiehlt, die zwey senkrecht stehende und einen horizontal angebrachten Hals haben, (was dem Recn. jedoch nie recht bequem vorkommen wollte). Durch jene Vertheilung der Hälse entsteht aber die nicht geringe Unannehmlichkeit, dafs, besonders bey Operationen mit kleinern Mengen, durch das geringe Eintauchen der Verbindungsröhren in die Flüssigkeit ein geringerer Druck erzweckt werden kann, als man wohl wünschte, besonders wenn man, wie der Verf., die letzte Vorlage ganz offen läfst. Diesem Umstande hat Rec. ohne die lästige Vermehrung der Vorlagen, auf eine doppelte Weise abzuhelpen gesucht, und seinen Zweck dabey nach Wunsch erreicht. Er läfst nämlich die, ihrer Natur nach auf ein gewisses Minimum beschränkten Hälse in ein Dreyeck auf die Flaschen setzen, wodurch natürlich diese verengert, und mithin die Höhe der Flüssigkeitssäule vermehrt werden kann. Weniger umständlich, besonders des Ver-

küttens wegen, ist jedoch ein Handgriff, wozu ein in anderer Hinsicht von Gehlen gethaner Vorschlag, dem Recn. Veranlassung gab, Rec. bringt nämlich in dem, sonst gewöhnlich offen bleibenden Hals der letzten Flasche noch ein senkrecht abwärts gebogenes Rohr an, welches er, je nachdem er grössern oder geringern Druck beabsichtigt, zwey oder mehrere Zolle tief in Quecksilber, welches in einem offenen Gefässe enthalten ist, ragen läfst. Bey Anwendung dieses einfachen Hilfsmittels reichen gewöhnlich zwey, höchstens drey Vorlagen zu einer Arbeit hin, bey welcher man sonst vier bis sechs derselben anbringen müßte. Nach der ursprünglichen Vorschrift Woulfe's kömmt in jede Flasche eine Sicherheitsröhre, die freylich nicht alle gleich lang zu seyn brauchen, und in einigen seltenen Fällen ist dieß auch nothwendig. M. bringt nur eine *einzig*e in der ersten Vorlage an, und wirklich reicht diese bey den meisten Operationen, wenigstens bey allen pharmazeutischen hin, und der Apparat hat dadurch in der That an Einfachheit, und noch mehr an Verständlichkeit für minder Kundige viel gewonnen. Nur hätte Rec. gewünscht, der Verf. möchte der erforderlichen Länge der Sicherheitsröhre (ungeachtet der Jacquin'schen Beschreibung noch immer ein Hauptstein des Anstosses) etwas unständlicher erwähnt, und die Gründe davon entwickelt haben, besonders auch deshalb, weil, wie Rec. gesehen hat, durch einige ausländische Werke, die von einem *nicht* in die Flüssigkeit ragenden, *einige Zolle* langen, *verstopften* (!!), und nur von Zeit zu Zeit zu öffnenden Sicherheitsröhrchen sprechen, die Schwächern leicht irre gemacht werden. Ganz billigen wir es hingegen, dafs M. die kostbaren und unnöthigen Welter'schen Sicherheitsröhren mit Stillschweigen überging, so wie die Veränderungen des Woulfe'schen Apparates durch Landriani und Wagenmann gewifs auch nicht allgemein werden dürften. Sehr vorzüglich aber ist das einfache Mittel gegen die Zerbrechlichkeit der Verbindungsröhren, nämlich die Befestigung derselben an Bretchen. Das Wichtigste von allem ist gute Wahl und geschicktes Auftragen des Küttes, und gerade hierin hat M. sehr viel geleistet, und Rec. kann nur in einigen Kleinigkeiten eine Änderung wünschen. Unter mehrern ganz vortreflichen Kütten, welche der Verf. anführt, und wovon zwey vorzüglich dem verdienten Apotheker Scharinger angehören, hat Rec. ungern den fetten Kütt aus *magerm Thon* mit Leinölfirnifs angestossen, vermifst, er leistet nach des Recn. Dafürhalten mehr, als der des Verfs. aus Mandelkleye mit Leinölfirnifs. So ist Rec. auch, was das Auftragen des Küttes betrifft, nicht in allen Stücken mit dem Verf. einver-

standen; es läßt sich nämlich Einiges mit geringerer Mühe und sogar mit grösserer Sicherheit erreichen, als der Verf. angibt. Der Verf. bringt nämlich über dem hervorragenden Stöpsel (das Abschneiden der Stöpsel hat ausser den vom Verf. angegebenen Nachtheilen auch noch den, daß das Auseinandernehmen des Apparats dadurch sehr erschwert wird) einen dicken Kütt an, welche den Stöpsel ganz einschließt; über diesen Wulst bindet er erst noch eine Blase, indem diese erst an den Flaschenhals angebunden, und um den Stöpsel durchzulassen, durchlöchert, dann mit ihrem Rande über die Verküttung übergestülpt wird. Die dritten Hälse der Flaschen (die erste ausgenommen) werden, um von Zeit zu Zeit das Produkt mit dem Heber herausnehmen zu können, bloß mit Korkstöpseln (ohne Kütt), höchstens mit überbundener nasser Blase verwahrt. Rec. ist sonst ungefähr auf dieselbe Weise verfahren, aber für die allermeisten Fälle, nur wenige ausgenommen, wo dieß freylich nicht angeht, zu einer einfachern Methode zurückgekommen, ohne auch nur ein einzigesmal seine Absicht verfehlt zu haben. Rec. läßt nämlich, wie M., den Stöpsel über den Hals hervorragen, umgibt ihn aber nicht ganz mit Kütt, sondern trägt diesen nur *in sehr geringer Menge*, an den eigentlichen Fugen, nämlich zwischen Stöpsel und Flasche, und zwischen Stöpsel und Röhre auf; so, daß ein beträchtliches Stück Stöpsel unbedeckt bleibt, was um so weniger zu bedeuten hat, da ja der Verf. selbst die dritten Hälse unverküttet läßt, wo also auch der Kork das Beste thun muß. Trägt man wiederholte Lagen Kütt übereinander auf, so geschieht es oft, daß wegen des stärkern Anhaften des Küttens an Kütt, als an Glas und besonders an Kork, die erste wichtigere Verschliessung der Fuge Risse bekommt, die man noch dazu nicht einmal gewahrt wird, wo dann wohl, bey minder Geübten während der Operation, die ganze Küttkappe in einem Stücke von den Dämpfen losgehoben wird. Eine ganze Küttkappe läßt sich schon auch deshalb schwieriger, rein und vollkommen auftragen, weil die allermeisten Kütt an Kork nur schlecht haften. Ganz auf ähnliche Weise schadet das Überbinden mit Blase, welches ausserdem noch den Nachtheil mit sich führt, daß, wenn ja während der Operation der Kütt beschädigt werden sollte, man nicht ohne gänzliches Abnehmen zu Hülfe kommen kann. Daß auch ohne Blase und bey der erwähnten geringen Verküttung, diese durch die in den Gefäßen herrschende Spannung nicht gefährdet werde, wenn anders die Stöpsel gut und nach M's. Art zugerichtet waren, hat Rec. sehr oft in Fällen erfahren, wo die Spannung so

groß war, daß sie einer Quecksilbersäule von vier und mehreren Zollen gleichkam. Hingegen hat Rec. großen Vortheil darin gefunden, daß er die Hälse inwendig und am Rande matt schleifen liefs, und die Stellen, wo Kütt zu liegen kommen sollte, so wie die etwas rauh geraspelten Stöpsel, mit Leinölfirnifs bestrich, wo dann nach dem Trocknen jeder Kütt sehr gut haftet. — 12. *Ueber die Abweichungen in der eigenthümlichen Schwere, als Kennzeichen der Massenverhältnisse in zusammengesetzten Körpern, und über das Aräometer im Allgemeinen, insbesondere aber über das Alkoholmeter.* Nachdem der Verf. im Allgemeinen über das specifische Gewicht etwas gesagt hat, beschreibt er ein sehr einfaches und leicht anzufertigendes Geräthe zur Bestimmung des specifischen Gewichts flüssiger Körper. So gut das Gesagte auch ist, so dürfte es doch bey aller Deutlichkeit zu kurz und zu unverdaulich seyn, da noch ziemlich viele Apotheker, leider oft nicht einmal mit dem Begriffe des specifischen Gewichtes und mit der Rechnung in Decimalbrüchen bekannt sind, geschweige daß sie mit solchen Bestimmungen zurecht kommen sollten. Verdienstlich wäre es, wenn ein Mann, der ausser den nöthigen mathematischen Kenntnissen auch das Bedürfnis des Apothekers inne hat, sich entschlosse, eine umständlichere, aber dabey höchst falsche Anleitung zur Decimalrechnung und zur Bestimmung des specifischen Gewichtes öffentlich bekannt zu machen; denn das Wenige, was Einigen aus Westrums Anleitung zur Apothekerkunst bekannt wird, reicht lange nicht hin. Möchte sich doch unser M. dazu bereit finden lassen; von ihm wäre in dieser Hinsicht gewis Alles zu erwarten. — 13. *Beschreibung einer neuen Apothekerpresse, die vorzügliche Wirkung leistet, und eine lange Dauer verspricht.* Der Verf. hat für eine Presse mit zwey unbeweglichen Schrauben entschieden, und wer eine solche von vorzüglicher Einrichtung zu besitzen wünscht, wird mit dem Vorschlage des Verfs. Ursache haben, zufrieden zu seyn. Indefs muß Rec., der die Wirkung sowohl, als die Behandlung der mannigfaltigsten Pressen beobachtete, gestehen, daß er für den Gebrauch des Apothekers, jener mit einer beweglichen Schraube den Vorzug gibt, wäre es auch nur, um dem sehr lästigen Zeitaufwande auszuweichen, den das Ab- und Aufsetzen zweyer Schraubenmütter, das doppelte Anziehen derselben u. s. w. unvermeidlich herbeyführt. — 14. *Beschreibung eines pharmazeutischen Hebers und seiner vielfältigen Anwendung.* Es ist recht gut, daß der Verf. den gewöhnlichen zweyschenklichten Heber zum pharmazeutischen Gebrauche neuerdings und einfacher, als etwa Sieglings weitläufige Sy-

phonirmaschine, empfiehlt. In der That ist das nützliche Instrument weniger bekannt, als es sollte, besonders, da man für die meisten Fälle mit einem bloßen gebogenen Glasrohr, ohne alle besondere Saugröhre, auslangt. Man braucht dann, um den Heber in Wirksamkeit zu setzen, bloß ihn mit Wasser, oder der nämlichen Flüssigkeit, die man abzuziehen gedenkt, zu füllen, und ihn so mit dem kürzern Schenkel in die Flüssigkeit einzutauchen, während man bis dahin die Mündung des längern mit dem Finger zuhält; ein zwar sehr geringfügiger Handgriff, der aber darum doch Vielen nicht beyfällt, und hier ein Plätzchen finden mag. Ein anderer, sehr vorzüglicher und nichts kostender Handgriff aber besteht noch darin, daß man den kurzen Schenkel am Ende äußerst kurz *horizontal* umbiegt, wodurch man dem lästigen Anfrühren des Niederschlages beym Abziehen der darüber stehenden Flüssigkeit entgeht. — 15. *Das pharmazeutische Tropfenglas.* Eine sehr einfache und aller Empfehlung werthe Geräthschaft. — 16. *Beschreibung eines pharmazeutischen Sparofens.* — 17. *Einige Worte über die Filtrirgeräthschaften.*

Schließlich empfehlen wir nochmal dieses nützliche Werk den Apothekern, vorzüglich auch chemischen Fabrikanten. Der Verf. selbst hingegen wird in unserer umständlichen Beurtheilung die Achtung nicht verkennen, welche ihm Rec. und gewiß Jeder, dem das Wohl der Wissenschaft und Kunst am Herzen liegt, gerne zollt. Möge er dem Recensenten durch eine baldige Fortsetzung Gelegenheit geben, ihm dieß wiederholt beweisen zu können.

Das Äussere des Werkes ist gefällig; besonders verdienen auch die guten, in gehörigem Mafsstabe angefertigten Umrifszeichnungen auf den Kupfertafeln einer auszeichnenden Erwähnung.

—s—

Ökonomie.

Handbuch der Gartenbaukunst, enthält einen vollständigen Kalender über den Obst- und Küchengarten, nebst einer Anweisung zur Kenntniß und vortheilhaften Benutzung der Früchte. Aus der neuen Auflage des Verwalters mit Verbesserungen und Zusätzen herausgegeben

von J. C. Wendland, königl. Gartenmeister zu Herrenhausen. Hannover 1813, in der Hahn'schen Buchhandlung.

Wie sehr mußte Recensent nicht überrascht werden, in gegenwärtigem Handbuche, welches seine neue Erscheinung einem Wendland dankt, der sich durch die Beschreibung der Heidepflanzen, durch seinen hortum Herrenhusanum den Botanikern so vortheilhaft bekannt gemacht hat, keinen unwürdigen Beytrag zu dem reichlichen Dungs-Material zu finden, welches sich nach dem berühmten Staatsrath Thaer aus dem unzähligen Vorrathe werthloser Schriften über Landwirthschaft bereiten ließe. Bloß in dem einzelnen landwirthschaftlichen Zweige, dem Gartenbau, wimmelt es von Aufsätzen, Recepten, kargen und meistens unrichtigen Aufsätzen aus Christ, Diel, Reinhardt, Lueder, Duhamel etc., von Umarbeitungen und sogenannten verbesserten und vermehrten Auflagen veralteter Schartecken.

Recensent begnügt sich in diesen Blättern die Anzeige zu machen, daß beynahe die Hälfte dieses kaum zwey Finger dicken Buches mit einem elend registrirenden Gartenkalender angefüllt ist; daß sich über die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit der verschiedenartigsten Wirthschaftskalender unsere erfahrensten und verehrungswürdigsten Landwirthe zu laut und zu kräftig ausgesprochen haben, als daß hier weiter etwas darüber zu sagen wäre; und daß sich dieser Gartenkalender an den Theil der Obst-Kultur anschließt, über welchen unsre Pomologen bessere Dinge wissen, als sie hier finden, und aus welchem die Unkundigen nichts lernen. Auf den ersten 36 Seiten ist die ganze Materie über Pflanzschulen, über die Veredlungs-Methoden, wo nur vom Pfropfen des Copulirens, etwas besser und weitläufiger der Oculir-Methode, des Ablactirens aber gar nicht gedacht wird, über Anlegung der Obstgärten, Kultur und Pflege der Obstbäume, worin der Verfasser den Baumschnitt höchst oberflächlich mit ein paar Worten berührt, abgehandelt und beendet. Hierauf folgt als wahrer Galimathias das 2. Kapitel von den besten Obst-Sorten, vom Abnehmen und Aufbewahren des frischen Obstes.

Recensent ersucht den hochgeachteten Herausgeber, keiner Buchhandlung seinen verehrten Namen in der Zukunft zum Schilde zu leihen.

x-7.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 80.

Freitag, den 7. October

1814.

Heilkunde.

Versuch über die Nervenkrankheiten. Von Dr. Friedrich Wilhelm von Hoven, königl. bayer. Medicinalrathe. Nürnberg 1813, bey Joh. Leonhard Schrag. 363 S. in 8.

Inhalt. *Erstes Kapitel.* Von dem Begriffe der Nervenkrankheiten und ihrer Eintheilung §. 1—20. *Zweytes Kapitel.* Von den Ursachen der Nervenkrankheiten §. 21—64. *Drittes Kapitel.* Von dem Verlauf und der Entscheidung der N. K. §. 65—81. *Viertes Kapitel.* Von der Vorhersagung bey N. K. §. 82—111. *Fünftes Kapitel.* Von der Heilung der N. K. §. 112—215.

Der Hr. Verf. liefert hier einen Versuch über die Nervenkrankheiten im Allgemeinen, und laut der Vorrede werden diesem ersten Theile noch zwey nachfolgen, in welchen die vorzüglichsten besonderen Formen derselben sollen abgehandelt werden. Da dieser erste Theil schon für sich ein Ganzes ausmacht, so wird er auch einzeln ausgegeben, so das diejenigen, welche nur das Allgemeine dieser Krankheiten interessirt, sich die zwey folgenden Theile nicht anzuschaffen nöthig haben. Der Hauptzweck bey der Bearbeitung des Ganzen war Brauchbarkeit für die Praxis.

Rec. muß diesem Werke das Lob ertheilen, das es das bisher über die Nervenkrankheiten Bekannte, in einer fasslichen deutlichen Darstellung enthält, aber es ist ihm nichts Neues, keine, dem Hrn. Verf. gehörige Entdeckung aufgestossen. Unterdessen hat der Hr. Verf. das große Verdienst, den Einfluß der gestörten Functionen der Bauchorgane auf die Nerven hervorgehoben, und überhaupt durchaus auf die Störungen abnormer Secretionen, als eine der häufigsten Quellen, aus welcher Nervenkrankheiten herkommen, aufmerksam gemacht zu haben. Diese und auf ähnliche Weise entstehenden consecutiven Nervenkrankheiten nennt der Hr. Verf. nicht ganz richtig, und dem

Zehntes Heft.

medicinischen Sprachgebrauche entgegen *metastatische*, da sie doch in den meisten Fällen nur *metaschematische* sind.

Nach Hrn. Verf. S. 1 sind *Nervenkrankheiten diejenigen Krankheiten, bey welchen die Verrichtungen des Nervensystems gestört sind, und das Leiden der Nerven unabhängig von dem Leiden eines andern Systems ist. Beyde Merkmale gehören nothwendig zu dem Begriffe einer Nervenkrankheit.*

Bey dem bekannten Doppelsinn des Wortes *Krankheit*, indem es nämlich gebraucht wird, eine Gesammtheit abnormer Erscheinungen, und zugleich den ihr zum Grunde liegenden inneren Zustand zu bezeichnen, entsteht zuerst die Frage, ob die Krankheiten in jenem oder in diesem Sinne bestimmt, d. i. unterschieden werden können. Der innere Zustand bietet keine Merkmale dar, ausser eben die Erscheinungen, Symptome. Die Krankheiten können also nur durch diese erkannt und bestimmt werden. Rec. glaubt nicht, das man in einen rein naturhistorischen Begriff etwas Causales hineintragen dürfe, wie der Hr. Verf. thut. Und selbst die Beschränkung des Begriffes, *die Unabhängigkeit der Nervenleiden von denen eines andern Systems*, kann ja eben nur durch die Symptome erkannt werden. Diese allein müssen hinreichen, etwas Gegebenes bestimmbar zu machen. Aber auch abgesehen von dieser Verunreinigung einer naturhistorischen Bestimmung, durch Einmischung einer causalen Bedingung ist der Begriff, wie er da steht, doch zu enge. Gälte jene Einschränkung, so würden eine Menge, als Nervenkrankheiten allgemein anerkannte Leiden ausgeschlossen, z. B. die Krankheiten der Nerven, welche durch Schwangerschaft bedingt sind, die meisten Epilepsien u. dgl. In der Bestimmung des Hrn. Verfs. muß es also heißen: wenn das Leiden der Nerven unabhängig von dem *wahrnehmbaren* Leiden eines andern Systems ist. Nur in diesem letztern Falle wird dem Nervenleiden bey der Beurtheilung der Krankheit ein minderer Rang zugewiesen, im entgegengesetzten Falle, wo die bedingende Affection nicht

erscheint, sondern durch einen Schluß erkannt wird, wird das Bedingte, die Nervenkrankheit, als selbstständig angesehen, z. B. der Veitstanz als Begleiter der Geschlechtsentwicklung. Und selbst von dieser Bedingung werden in praxi Ausnahmen gemacht, indem man die Fraisen u. dgl., welche die oft deutlich erkennbare Dentition begleiten, zu den Nervenkrankheiten rechnet, wie auch der Hr. Verf. thut. Also werden alle Krankheiten, in welchen sich das ganze Krankseyn vorzugsweise als Reflex der Nervenfunction darstellt, Nervenkrankheiten genannt werden müssen.

Im Vorbeygehen muß Rec. eine, S. 2 ausgesprochene, freylich sehr allgemein angenommene, aber gewiß irrige Meinung berühren, nämlich die, daß bey dem Nervenfieber, so wie in den übrigen, das *primär* afficirte System das Gefäßsystem ist. Der Zweck aller organischen Actionen ist das Reproducirtwerden des Organismus; alles hat nur Bezug auf diesen Mittelpunct des Seyns. Jede Schädlichkeit, welche durch was immer für einen Aufnahmsapparat in den Organismus eintritt, wirkt nicht in diesem als Schädlichkeit, sondern indem sie die letzte und innerste Function, die *Reproduction* afficirt. So wirkt der Schrecken bey dem Anblick eines Unglücks nicht aufs Aug, sondern durch Perturbation der geistigen Reproduction, d. i. des Denkens, und gleichwie das Quecksilber nicht die Wege, auf denen es in den Körper eingeht, sondern die Mischung, nämlich die Reproduction, abändert, eben so kann das Typhuscontagium nur durch die neu eingeführten Affinitäten die Existenz gefährden. Eben dasselbe sagt die Erfahrung; denn Fieber brechen wohl fast nie gleich nach dem Eintritt der Schädlichkeit aus, und allezeit führen sie neue Mischungen herbey. In Fiebern kann die arterielle Action auf keine andere Weise sollicitirt werden, als durch den Antheil, welchen die Arterienenden an der Reproduction nehmen.

Der Eintheilung der Nervenkrankheiten S. 7 kann Rec. nicht beyfallen. Der Hr. Verf. theilt sie zuerst in Krankheiten des Empfindungsvermögens, und in Krankh. des Bewegungsvermögens. Jene werden wieder in Krankh. des innern und des äussern Sinnes, und in Krankh. des Gemeingefühls abgetheilt, diese aber in Krankh. der willkürlichen und der unwillkürlichen Bewegung. Unter diesen Abtheilungen werden nun einige, aber nicht alle Krankheitsgattungen nummerirt.

Die Hauptabtheilung machte Hr. Prof. von Haven nach zwey Hauptfunctionen des Nervensystems. Rec. aber meint, daß es nur eine Hauptfunction des N. S. gebe, und drey Momente derselben. *Perception*, *Bewußtseyn* und *Egestion* (gewöhnlich durch Bewegung, seltener durch Secretionen). Freylich theilt der Hr. Verf. die Kr. der

Empfindung so ein, daß die des innern Sinnes in eine eigene Unterabtheilung kommen; aber der innere und der äussere Sinn stehen gerade in demselben Verhältnisse, wie Ernährtwerden und Essen, sie sind nämlich dem Moment nach verschieden, während wieder der äussere Sinn dem Moment nach eines ist mit dem Gemeingefühl.

S. 14 kömmt der Hr. Verf. zu der Eintheilung der N. K. nach ihrer Natur, oder (wie hier gesagt wird) nach ihrem Charakter. Da werden nun, wie gewöhnlich, auch die N. K. mit zwey Pferden zerrissen, doch nimmt der Gaul der Kraftlosigkeit den grössern Theil mit sich fort. Da die Natur einer Krankheit unterschieden wird von der Manifestation derselben, so kann Natur nichts anders seyn, als der Grund der innern Veränderungen. Nach Hrn. Verf. soll Sthenie und Asthenie die Natur des Krankseyns, und als für die Praxis wichtige Begriffe (p. 14) das Heilverfahren bestimmen.

Die N. K. werden S. 9 eingetheilt nach der Art ihrer Äusserung: „Entweder ist nämlich die Thätigkeit der Nerven *krankhaft* erhöht, die Actionen zeigen eine *ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Hastigkeit* (der Hr. Verf. scheint wohlüberlegt das Wort *Kraft*, *Energie* vermieden zu haben), oder die Thätigkeit der Nerven ist *krankhaft vermindert*, die Actionen verrathen eine *ungewöhnliche Trägheit und Schwäche*, oder endlich die Thätigkeit der Nerven ist *ihrer Natur nach (in modo) verändert*, die Actionen sind *nicht bloß* vermehrt oder vermindert, *sondern auch zugleich* alienirt. Es sind also die N. K. ihrer Äusserung nach entweder active oder passive oder Alienationskrankheiten. Indessen sagt der Hr. Verf. S. 11 es gebe keine einzige Form von Nervenkrankheiten, wo nicht alle drey Arten (der Äusserung) vereinigt wären. (Es kann sich also das Prädicat: *activ*, *passiv* alienirt nicht auf Krankheiten, sondern nur auf einzelne Thätigkeiten beziehen.) In jeder ist es immer nur ein gewisser Theil des Nervensystems, welcher auf die eine oder die andere Art vorzüglich ergriffen ist. Sind die Actionen dieses Theils krankhaft vermehrt, so sind dagegen die Actionen eines oder mehrerer anderer vermindert. öfters *zugleich* alienirt und umgekehrt u. s. w.“

Der Übergang von der Eintheilung nach der Art der Äusserung, zu der nach dem Charakter S. 12 §. 9 lautet folgendermassen: „Man sieht leicht, daß bey allen drey Gattungen der gestörten Nerventionen es vorzüglich die Reizbarkeit der afficirten Nerven ist, wodurch ihre Verschiedenheit bedingt wird. Die Actionen sind krankhaft vermehrt, wenn die Reizbarkeit erhöht, sie sind vermindert, wenn sie gesunken, sie sind ihrer Natur nach verändert, wenn sie *verstimmt* ist.“ — Wenn die Ver-

schiedenheit der Äußerungsart *vorzüglich* von der Reizbarkeit bedingt wird, so entsteht die Frage, von was sie denn *noch* bedingt wird. Gesagt wird es nirgends ausdrücklich, aber der Hr. Verf. hat doch gefühlt, daß, da ausser der graduellen Verschiedenheit noch Veränderungen in modo vorgehen, mit der Reizbarkeit allein nicht auszulangen sey, welche doch der Grund der *Art* der Äußerung seyn, die Erscheinungen bestimmen soll. Rec. muß hier vorläufig nur die Bemerkung machen, daß die Reizbarkeit da die Receptivität ja gar nichts actives ist: gar keine Erscheinungen hervorbringen kann.

Der Hr. Verf. sagt weiter: „Allein ausser der Reizbarkeit besitzen die Nerven auch noch ein anderes Vermögen (also wäre die Reizbarkeit ein von dem Reactionsvermögen verschiedenes?) *das Wirkungsvermögen*. Auch dieses kann in ihren Krankheiten eben so gut erhöht und vermindert werden, wie die Reizbarkeit, und diese Veränderungen des Wirkungsvermögens modificiren die Krankheiten wieder auf sehr mannigfaltige Art. Die veränderte Reizbarkeit bewirkt bloß eine ungewöhnliche Hastigkeit, oder eine ungewöhnliche Trägheit oder Verkehrtheit der Nervenactionen, aber daß die zu hastigen Actionen jetzt mit einer vermehrten, jetzt mit einer verminderten, jetzt mit ihrer gewöhnlichen Energie erfolgen, daß bey den zu trägen gleichwohl oft kein Merkmal von Schwäche, sondern vielmehr Zeichen einer ungewöhnlichen Stärke vorhanden sind, so, daß, wenn die Reizbarkeit nicht vermindert wäre, eine lebhaftere Thätigkeitsäußerung Statt finden würde — das hängt von dem Zustande des Wirkungsvermögens der kranken Nerven ab. Häufig ist dieses in den Nervenkrankheiten unverändert, aber nicht selten ist es auch vermehrt, und weder seine Vermehrung noch seine Verminderung steht mit der Vermehrung oder Verminderung der Reizbarkeit immer im geraden Verhältnisse (Stehen sie wohl je im geraden Verhältnisse? —) Gewöhnlich findet vielmehr der entgegengesetzte Fall Statt.“ —

Aus dieser Stelle erhellt, daß der Hr. Verf. in jeder Erscheinung die Effecte zweyer verschiedener Kräfte der Reizbarkeit und der Reaction zu finden glaubt, daß er in jeder Thätigkeit diese selbst von der Kraft, mit der sie geschieht, unterscheidet, daß er die Reizbarkeit als den Grund der Handlung überhaupt ansieht, und das Wirkungsvermögen als den Grund der Energie der Handlung. Daß das Auge sieht, liegt also darin, weil der Sehnerv gegen das Licht reizbar ist. Aber daß es scharf, oder doppelt oder halb sieht, das wird vom Wirkungsvermögen bestimmt. Was von dieser Ansicht zu halten sey, ist klar. Receptivität und Wirkungsvermögen sind in der That

eines und dasselbe, und an sich untheilbar, sie sind Momente einer untheilbaren Thätigkeit, und nur für den Verstand, indem er das Werden einer Handlung sich vorstellt, vorhanden. Die Reizbarkeit kann ja nur durch ihre Äußerung erkannt werden, und, indem sie sich äußert, d. i., wirksam ist, wird sie zur Kraft; insofern sie zur Kraft werden kann, heißt sie Vermögen, und so fern dieses eines Incitamentes bedarf, um als Kraft zu erscheinen, heißt es Reizbarkeit. Jedes Wirkungsvermögen ist reizbar, und jedes Reizbare *vermag* sich zu äußern. Die Äußerungen werden also ganz durch das in Thätigkeit gesetzte Wirkungsvermögen, d. i. durch die Erregung bestimmt, und sie sind nichts anders als die erscheinende Erregung, und alle quantitativen Eigenschaften der Äußerung, als Stärke, Dauer u. s. w. sind in der Erregung gegründet. Die doppelte Eintheilung der Krankheiten, nach ihrer Äußerung und nach ihrem Charakter ist in diesem Buche *wirklich* gar nicht gemacht, indem die zwey Stücke eines widerrechtlich zerrissenen Heilungsgrundes, als zwey Theilungsgründe angenommen wurden. Die Erregung bestimmt allerdings von einer Seite die Phänomene des Lebens. Diese sind aber im kranken Leben entweder verstärkte, oder verminderte, oder alienirte Thätigkeitsäußerungen. Es ist augenscheinlich, daß man mit dem bloß quantitativen Begriffe *Erregung*, nicht ausreicht, denn er enthält nicht den Grund der Alienation, welche etwas qualitatives, eine Veränderung der Äußerung selber ist. Die Äußerung aber ist nur Ausdruck eines gewissen Zustandes ihres Substrates, mit dem sie sich ändert, und niemals ohne ihm. Betrachtet man die Einflüsse, welche erregen, so ist bey den meisten ihre verändernde Kraft schon durch anderweitige Erfahrung bekannt, z. B. Luft, Wärme u. dgl. Von vielen weiß man gar nichts anders, als daß sie den Organismus zu verändern suchen, z. B. Quecksilber, Contagien. Auch spricht der Hr. Verf. in der Folge oft von Mischungsveränderungen etc. Weil der Begriff *Erregung* die quantitativen Veränderungen, welche die erkrankten Organe erleiden, nicht in sich aufnimmt, kann auch der Gebrauch desselben bey Beurtheilung einer Krankheit nur dann Statt finden, wenn um Gröfse der Erregung gefragt wird. Aber diese macht ja nicht die Natur der Krankheit aus. — Überdies kann ja die Erregung im erkrankten Organe keineswegs allezeit *verglichen* werden, indem durch die Veränderungen des Organes sehr oft die Reizbarkeitsscala verrückt wird. So ist z. B. für das entzündete Auge, auch wenn die Entzündung sthenisch genannt werden muß, ein schwaches Licht, ein zu heftiges Incitament, das Auge wäre folglich im asthenischen Zustande. Mit der

Sthenie und Asthenie, in dem Sinne, wie sie der Hr. Verf. und die Erregungstheorie braucht, ist der Medicin nun nicht viel geholfen, indem diese Begriffe durchaus nur auf die specifischen Functionen der Organe und Systeme angewendet werden. Aber eben diese wiederholten Versuche, Sthenie und Asthenie als etwas aufzustellen, das von dem Grunde der dynamischen Erscheinungen verschieden seyn soll, zeigt das Bedürfnis, etwas solches zu suchen. Die Aufgabe für die Medicin ist: die Herstellung der Gesundheit, d. i. der Integrität der *Verrichtungen* und des *Bestehens* der verrichtenden Organe.

In jedem Systeme, in jedem Organe, und in jedem seiner Theile sind nothwendig zwey Functionen zu unterscheiden: *die eine specifische*, durch welche das Organ nicht sich, sondern dem Ganzen nützt, die man auch die dynamische nennen könnte, z. B. das Sehen der Retina, das Verdauen der Gedärme, das Bewegen des Muskels, das Denken des Gehirns, das Secerniren der Drüsen; und *die andere allgemeine*, durch welche das Organ besteht, sich fortwährend reconstruirt, die Ernährung, die Reproduction. Diese allgemeine, und, in sofern sie jedem Theile seine ihm eigenthümliche Form und Mischung zu erhalten strebt, gleich verbreitete Kraft ist es, welche dunkel erkannt, aber irrig bezeichnet von der Erregungstheorie als Erregung aufgestellt wurde. Diese Function steht mit dem eigenthümlichen specifischen der Organe in inniger Verbindung und in geradem Verhältnisse. Im Begriffe dieser Function liegen eben so, wie bey dem der specifischen Function, die drey Momente: Receptivität, Intussusception und Egestion, nur sind sie hier nicht blofs von dynamischer Äußerung, sondern von Materiewechsel begleitet. Dadurch kömmt das Qualitative, die Veränderung *in modo*, in die Lebensäußerungen.

Aus dem Gesagten geht zugleich auch hervor, daß die Annahme von *drey* Hauptfunctionen des Lebens: der *Sensibilität*, *Irritabilität* und *Reproduction* das Leben zwar erklärt, weil schon *Reproduction* für sich Seyn und Thätigkeit involvirt, und daß *Sensibilität* die Actionen, welche in der Wahrnehmung eine blofs dynamische Beziehung haben, allenfalls bezeichnet. Aber die *Irritabilität*, die dem Begriffe nach gar nicht von der *Sensibilität* verschieden, und nur eine andere Äußerung derselben, nämlich mit sichtbarer Bewegung ist, ist zur Dignität einer Function erhoben. Ferner wird *Sensibilität* irrig in einem doppelten Sinne gebraucht, *einmal* um die Nervenfunction durch alle drey Momente durch, und *zweytens* um die Receptivität der andern Organe zu benennen. Man scheint also anzunehmen, daß Receptivität allezeit durch die Nerven vermittelt werde. Zugleich

hat man diese drey Functionen, dem Sinne der Annahme gemäß, unter die Organe oder sogenannten Systeme vertheilt, und alle Organe, ausser Muskel und Nerven *reproductive* genannt. Nun ist aber das Verdauen u. dgl. von der *Reproduction* gerade so verschieden, wie die Erschütterung des Trommelfells vom Hören, und *Reproduction* ist nichts anders, als die allenthalben gegenwärtige organische Gestaltung, die im Gehirne eben so gut als im Muskel, und in den Knochen erkannt werden kann.

Bey allem was ist, sind vor allen zwey Dinge zu unterscheiden. Das Seyn, Bestehen (Mischung und Form) und seine Thätigkeit nach aussen. In jeder dieser Beziehung äußern sich Kräfte, welche als bedingte und bedingende, Receptivität, Intussusception und Egestion (für unsere Vorstellung) haben müssen. So verhält es sich in der organischen wie in der unorganischen Natur. Das magnetische Eisen ist empfindlich gegen das Eisen, wie das gesunde Auge gegen das Licht (*Receptivität*), in beyden geht eine Veränderung vor (*Intussusception*, *Wirkungsvermögen*); beyde äußern sich, das Eisen durch Anziehung, das Auge durch Vermittlung des Sehens. Das Sehen so wie der Magnetismus, sind dynamische über ihr Substrat hinausgehende Functionen, und vom Substrat verschieden, jedoch in ihm gegründet. Unterdessen hat das Bestehen in der Regel eine größere Breite, als die specifischen Functionen; das Auge besteht auch in der Amaurosis, und das Eisen, nach dem es geglüht worden, aber die dynamischen Functionen sind aufgehoben. —

Die Eintheilung der Krankheiten in sthenische und asthenische hat daher, wenn diese Begriffe auf die nach aussen gehende Thätigkeit gehen sollen, wie der Hr. Verf. sie anwendet, gar keinen andern Werth als die, in active und passive, indem sie ganz dieselbe ist, werden sie aber auf die *Reproduction* bezogen, so werden sie für die Einsicht in die Natur der Krankheiten wichtiger, aber das wichtigste, die Veränderung der *Reproduction in modo* (Geschwüre, Erhärtung, Hydrocephalus etc.) bleibt unberührt, und jede pathologische Untersuchung bis zur Unbrauchbarkeit mangelhaft.

Nach der Entstehung theilt der Hr. Verf. die N. K. ein: in idiopathische, sympathische und metastatische. Über letztere äußert sich der Hr. Verf. folgendermassen §. 16: „Bey den metastatischen Nervenkrankheiten ist die Krankheit des primär afficirten Organs eine Krankheit anderer Art (nicht N. K.) und die Krankheit des secundär afficirten entsteht nicht durch Fortpflanzung derselben auf das Nervensystem, sondern durch eine förmliche, weder aus der Verbindung der Nerven noch aus irgend einer andern Verbindung zwischen den pri-

mär und secundär afficirten Organ erklärbaren Verwandlung der materiellen Krankheit, wennich so sagen darf, in eine Nervenkrankheit. Daher hören auch, wie die Nervenkrankheit eingetreten ist, die Erscheinungen der primären Krankheit auf u. s. w. — Man sieht, der Hr. Verf. drückt sich sehr bestimmt aus, was er unter metastatischer Krankheit verstanden haben will, wie überhaupt derselbe einen hohen Grad von Deutlichkeit im Vortrage besitzt, nur nennt er das, was richtiger Metaschematismus (transfiguratio) genannt wird, Metastase, welches eine Ablagerung auf eine beschränkte Stelle, welche die vorausgegangene Krankheit entscheidet, zu bedeuten pflegt. Auf diesen metaschematischen Ursprung der Krankheit macht der Hr. Verf. allenthalben aufmerksam, und es ist ein großes Verdienst dieses Buches, daß es die Wichtigkeit und die Häufigkeit dieser Pathogenesis der Aufmerksamkeit so oft empfiehlt. Nur geht der Hr. Verf. offenbar zu weit. Er sagt S. 24: „Unläugbar gibt es der metastatischen Nervenkrankheiten weit mehrere, als der idiopathischen und selbst der sympathischen.“ — und weiter unten: „Nicht bloß die Nerven, auch die andern Organe können krank seyn, ohne daß sich die Krankheit durch deutliche Merkmale äußert, und zum Beweis dessen will ich nur an die mancherley Absonderungsorgane in dem Unterleibe erinnern. Wie viele Krankheiten dieser Organe gibt es nicht, die sich durch gar keine deutlichen Erscheinungen zu erkennen geben. Die meisten chronischen Hautausschläge, die meisten chronischen Geschwüre, das Schwitzen der Füße und andere widernatürliche Schweisse, die meisten freywilligen Verderbnisse der Zähne etc. sind *unverkennbare* (?) Metastasen dieser Krankheiten. Aber was würden wir von ihnen wissen, wenn wir nicht aus diesen Metastasen auf ihr Daseyn schließen müßten.“ — Rec. ist der Meinung, daß man von Krankheiten, die sich durch keine deutlichen Merkmale zu erkennen geben, auch nichts deutliches wissen könne, und daß zu einer Metastase doch gehört, daß eine Krankheit als gegenwärtig erkannt werde, die sich erst in eine andere verwandelt. So lange man die pathognomischen Zeichen abnormer Secretionen, die, bisher noch nicht genugsam erkannt, die ungeahndeten Ursachen vieler Nervenkrankheiten seyn sollen, nicht anzugeben vermag, so lange wird man keine bessere Einsicht in ihre Entstehung haben, als bisher, und ihre Heilung nur versuchsweise unternehmen können. Überdies hat Rec. einige Erfahrungen gemacht, welche ihn belehrten, daß manche für selbstständig gehaltene Krankheiten, nur Symptome von Gehirnkrankheiten seyen. Besonders glaubt er dieses von vielen sogenannten

Wurmkrankheiten der Kinder sagen zu dürfen. Er sah ein ausgezeichnet scheinendes Wurmfieber, in dem Spulwürmer abgingen, mit Convulsionen einen tödtlichen Ausgang nehmen. Die Section zeigte Blutcongestionen im Gehirne, etwas Wasser unter der harten Hirnhaut, und eine Verwachsung dieser mit dem Cranium in der Gegend der grossen Fontanelle. In den Gedärmen war kein Wurm mehr anzutreffen. In einem andern Falle wurde eine den Würmern Schuld gegebene Blindheit bey einem (eben wie im vorigen Falle) dreyjährigen Mädchen in zwey Tagen tödtlich, indem ein carus daraus wurde. Ein Schleimfieber ging in Manie über, aber die Bauchaffection blieb. Ein heftiger Kopfschmerz, den Rec. nach den von Lentin angegebenen Zeichen für rheumatisch hielt, und mit Quecksilber bis zum Speichelfluss gegeben, heilte, wurde übers Jahr, bey seinem zweyten Erscheinen, in fünf Tagen tödtlich. Da Appetitlosigkeit und Fußschmerzen vorausgegangen waren, wurde von einem zur Berathung herbeygerufenen Arzte das Übel für eine Anomalie der Gicht gehalten. Die Section zeigte aber, daß es Hydrocephalus internus war. Die Kranke, eine Frau von etwa 30 Jahren, war durch 10 Monate, die zwischen der ersten und zweyten Krankheit verlaufen waren, ihrer Versicherung nach vollkommen gesund gewesen. Warum sollen denn Gehirn und Nerven öfter als andere Organe, secundär afficirt werden? Kann es nicht eben durch dasselbe Causalitätsverhältniß die Verdauung verletzen, mittelst welchem das Gehirn von dieser verletzt wird? — Rec. empfiehlt bey dieser Gelegenheit allen Ärzten, den vorgeblichen Wurmkrankheiten (Rec. redet aber nur von Spulwürmern) alle Aufmerksamkeit zu schenken, welche eine eben so häufige als problematische Krankheit verdient. —

Der Hr. Verf. behauptet §. 27, daß Organisationsfehler unmöglich periodische Krankheitsäusserungen hervorbringen können, und es scheint ihm, daß, wenn bey Sectionen wahnsinniger Personen das Gehirn bald zu weich, bald zu hart gefunden worden, diese abnorme Beschaffenheit nicht in der Gehirnssubstanz, sondern in den Umgebungen desselben Statt finden müsse. „Läge der Fehler; sagt er, in einer Desorganisation der Nervensubstanz selbst, so müßten alle diese Krankheiten nothwendig anhaltend seyn.“ Rec. bemerkt dagegen, daß es wohl nicht wahrscheinlich sey, daß in einem degenerirten Nervilem ein gesundes Mark seyn werde, daß Härte und Weichheit noch nicht Desorganisation sey, und endlich daß, wenn wirkliche Desorganisationen da sind, diese freylich anhaltend *irgend eine*, vielleicht kaum merkbare Störung machen werden, daß aber viele Erscheinungen von andern Einflüssen bedingt sind,

und nur unter gewissen Umständen hervortreten. Es kann also wirkliche und selbst bedeutende Desorganisation gewisse Erscheinungen nur periodisch, oder wenigstens nur zufällig herbeyführen. Ein cariöser Zahn schmerzt nicht fortwährend. Rec. kannte einem Uhrmacher, der mehrere Jahre an Kopfschmerzen litt, dann epileptisch wurde, und in einem solchen, zwey Tage anhaltenden Anfall starb. In seinem Gehirn fand sich eine speckige Masse von der Größe einer Kindsfaust. Er arbeitete aber, die letzten Monate seines Leidens ausgenommen, immer, und selbst diese letztere Zeit war er bey Sinnen.

Da der Hr. Verf. überall Metastasen sieht, so muß alles, was secernirt, auch Metastasen machen. S. 108 bekommen wir eine pancreatische Hypochondrie, und bey dieser Gelegenheit wird die Bildung der Hydrophobie angegeben, nämlich: „Aber es gibt noch eine andere Nervenkrankheit, die nie anders, als durch Übertragung von dem Ponceas und den Speicheldrüsen überhaupt auf das Nervensystem zu entstehen scheint: die Hydrophobie. Das Gift, das durch den Biss des wüthenden Hundes dem Organismus beygebracht wird, verändert den organischen Mischungsproceß so (sthenisch oder asthenisch?), daß die Absonderung eines ähnlichen Giltes Bedürfnis wird. Diese Absonderung geschieht vorzüglich durch die Speicheldrüsen. Aber selten kommt dieselbe frühzeitig genug, selten kommt sie in so großer Menge zu Stande, als die Befriedigung des Bedürfnisses es erfordert. Dies macht, daß Übertragungen auf andere Organe nöthig werden u. s. w., es muß daher die unzulängliche Absonderung der Speicheldrüsen, durch andere, ihre Stelle vertretende Absonderungen kompensirt werden, oder die Übertragung geschieht auf das Nervensystem, und statt der materiellen Metastasen entsteht eine metastatische Nervenkrankheit, die Hydrophobie.“ — Ist dem Hrn. Verf. wohl ein Fall von Wassersehne bekannt geworden, in welchem durch eine Metastase auf die Nerven die Secretion der Speicheldrüsen aufgehört hätte? Könnte man nicht mit gleichem Rechte die Nachtschweife der Lungensüchtigen für eine Metastase des Lungengeschwürs auf die Haut erklären? — und den traumatischen Tetanus für eine Metastase des in dem Munde Statt findenden Heilungsprocesses auf die Bewegungsnerven?

Auch Rheumatismus und Gicht sind nach Hrn. Prof. von Hoven metastatische Krankheiten s. S. 119, jene als Folge der unterdrückten Hautausdünstung; diese als Folge alienirter Secretionen in den Eingeweiden des Unterleibes, und vorzüglich in den Nieren. Durch solchen Gebrauch des Wortes Metastase bekommen wir wohl eine Erweiterung

dieses Begriffes, aber keine Einsicht in die Pathogenie, denn es wird alles zur Metastase, was bey dem Anfang des Erkrankens nicht da war, sobald es sich nur in einem andern Organe zeigt, die Harnabsonderung am Ende der Wechselfieberparoxysmen, die Hirnaffectio im Typhus, und jede Krise wird metastatisch. Unter den Heilmitteln in den Nervenkrankheiten steht auch, wie billig, der thierische Magnetismus, und S. 234 eine kurze, aber deutliche Anleitung zum Magnetisiren. So wenig überhaupt Rec. dem Theoretischen dieses Buches, der eigentlich wissenschaftlichen Bearbeitung seinen Beyfall geben kann, eben so sehr muß er das Historische, und das sogenannte Praktische loben, und der Hr. Verf. scheint, laut der Vorrede, sich damit begnügen zu wollen. Die Auflage ist gut und correct. V.

P o l i t i k.

1. *Ueber die politische Wiederherstellung von Europa und Frankreich.* Aus dem Französischen des Herrn von Flassan, Verfassers der Geschichte der franz. Diplomatie. Übersetzt von J. Sendtner. München 1814. Fleischmannsche Buchhandlung. 106 S. in 8.
2. *De la Constitution Française de l'an 1814.* Par M. Grégoire, ancien Evêque de Blois, Sénateur etc. etc. Troisième édition corrigée et augmentée. Paris 1814. 8. VIII u. 40 S. (Eine Übersetzung nach der zweyten Pariser-Ausgabe. Breslau 1814. 8. 36 S.)
3. *Des Herrn Bergasse, ehemaligen Deputirten bey der konstituierenden Versammlung, Betrachtungen über die Constitutions-Urkunde des Senats.* — Über die Monarchie und die Constitution von Flassan. — Der Senat und noch einmal eine Constitution. Sämmtlich aus dem Französischen übersetzt. Breslau 1814.

Die Periode, welche mit dem Ausbruche der Revolution in Frankreich anhebt, scheint unter allen ihren Vorgängerinnen in der Geschichte der europäischen Staaten-Welt durch ihre Fruchtbarkeit an Begebenheiten, durch den Umfang ihres Schauplatzes, durch die Eigenheiten ihrer Anlässe, ihrer Ursachen und Folgen hervorzuragen. Gibt es auch Jahrhunderte der Vergangenheit, die an Menge, Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit des

Geschehenen unsere erlebten Jahrzehende übertreffen, so sind die letzten wenigstens mit der Menge des darüber Geschriebenen gefüllter, als jene.

Europa, und alle an die Herrschaft der Glieder seines Staatenvereins gefesselte Länder in den andern Erdtheilen waren, und sind noch der Schauplatz, auf welchem ein großes Drama aufgeführt wurde. Die zügelloseste Freyheit, und die ausschweifendste Welttyranney haben keine Auftritte und Scenen, welche in der Entwicklung desselben nicht wieder zum Vorschein gekommen sind. Es ward mit einem Prolog über die Rechte der Menschen in Paris eröffnet, und da mit einer Akte der reclamirten Freyheit der Völker geendigt, und diese Akte kann vielleicht wieder als eine *Verkündigung* eines Drama betrachtet werden.

In demselben tritt der unter einer geglätteten Hülle verborgene Geist der französischen Barbarey in Verbindung mit der Macht des Zeitgeistes auf, und wird dadurch ein Ungeheuer, das unter beständigen Verwandlungen in alle äufere Formen freyer Verfassungen eine höllische Tyranney übte. Die Freystaaten der alten und neuen Zeit, vorzüglich der in seinen Gräueln meistens nachgeäffte römische, hatten in dem Gefolge ihrer Ausartung und ihres Falls kein Bubenstück, keine Schand- und Gräueltthat, mit welchen Frankreich nicht zu einer Republik erhoben werden sollte. Alle die republikanischen Gaukeleyen der Franzosen waren nichts als gräßliche Possenspiele mit der Freyheit, mit der politischen Tugend, mit der Aufklärung, mit Schaam und Zucht, mit Gott und Religion; *pudorem, pudicitiam, divina atque humana promiscua; nihil pensi atque moderati habere. Salust. Cat. 12.*

Nie ist aus einem zahlreichen Volke eine so verworfene Masse von Menschen zur Theilnehmung an der Regierung oder vielmehr zur Souveränität emporgehoben worden, als die *levées en masse* in Frankreich waren; und wenn auch in den innern Stürmen aller Staaten die größten Bösewichter gewöhnlich die höchste Gewalt an sich rissen, (*quippe in turbas et discordias pessimo cuique plurima vis. Tac. Annal.*) so zeichnete doch die französischen Volksführer eine eigene Erfindsamkeit mongolischer Mordlust aus. Der verruchteste, und noch ohne Nationalreue gebliebene Justiz-Mord eines der schuldlosesten Könige und seiner Familie, das Gefolge von wandelnden Guillotinaden, Nojaden, Füsilladen, Laternisirungen, Septembrisirungen und von republikanischen Hochzeiten sind als Großthaten und Triumphe der Tugend und Freyheit in die *fastos majores* der Republik eingetragen. Einziehungen der Güter, Verbannungen und Einkerkierungen waren nur mitunterlaufende Kleinthaten der republikanischen Römlinge.

So waren die Auftritte und Scenen beschaffen, in welchen die Republik in ihrem Innern aufgeführt wurde. Für ein von Tollwuth, Herrsch- und Raubnucht aufgewalltes Volk waren die Gränzen von Frankreich zu enge: es wälzte sich daher mit seinen davon aufgetriebenen Massen bald über alle benachbarte Länder; gleich einem wilden Waldstrome verbreitete es seine Verwüstungen, aber gleich ihm würde diese Masse vielleicht bald verschwunden seyn, wenn die wilden Ausströmungen der Macht nicht ihre tiefen Bette zu einem regelmäßigen Lauf erhalten hätten.

Die Throne, die Altäre und die Palläste, gegen welche die Revolutionsfreyheit und Gleichheit den Vernichtungskrieg führte, fanden in der Treue der zur Theilnehmung daran eingeladenen Völker ihre Bollwerke. Die zur Umwälzung von ganz Europa in ein Reich der Gleichheit aufgetriebenen Streitmassen wurden aus dem Gebiete der Unterjochungen zurückgeworfen, und das ganze republikanische Gebäude neigte sich in seinen innern und äufsern Theilen schon zum Einsturze, als sich das tollkühnste, zu einem Weltstürmer aufgewachsene Schoofskind der Revolution zum Universalerben derselben erklären liefs, und den letzten Willen der hinscheidenden Furie zu vollstrecken begann. Die republikanischen Formen, in welchen die unter den herrschenden Rotten und ihren Anführern vertheilte Gewalt tyrannisirte, wurde schnell in ein bequemes, römisches, aus einem Consulate, mit einem Senat und Tribunal zusammengesetztes Fußgestelle der Imperatur verwandelt. *Consulem se ferens - insurgere paulatim, munia senatus, magistratuum, legum in se trahere nullo adversante. —*

Um die Republik mit einem römischen Leichenbegängnisse zum Grabe zu geleiten, mußten die Römlinge der innern Unruhen und des Streits der Parteyen auch müde seyn, und sich nach der Vereinigung der Gewalt in den Händen eines *Pater patriae* sehnen, der die Ruhe herstellen und handhaben konnte, *qui cuncta discordiis civilibus fessa nomine principis sub imperium accepit. Tacit. Annal. 1.*

Mit einer in der Geschichte beyspiellosen Hingebung fügte sich die Republik unter einem Imperator, welcher der großen Nation mit der Erhebung zur Weltherrschaft schmeichelte, und diese in eine Armee verwandelte, mit welcher *Bonaparte* unter ihren Namen alle Ideen, alle Wünsche, alle Pläne der Revolution verwirklichte.

Sowohl durch die Bestandtheile, welche er durch die Umwälzung von Europa in die innere Verleibung dieses Reichs und in dessen äufsern Anhang zog, als durch die in selben waltenden Elemente der Revolution und durch die mit den

Täuschungen des Zeitgeistes wüthende militärische Despotie ward es ein politisches Ungeheuer, welches in dem Gebilde aller bestandenen und bestehenden Reiche nur als ein gräßliches, kopirtes Zerrbild des römischen Weltreichs erscheinen konnte. Auf dasselbe liesse sich wohl anwenden, was *Montesquieu* (*considerations sur les causes de la grandeur etc.*) von dem Römischen sagte: Rom war eigentlich keine Monarchie oder Republik, sondern das Haupt eines aus allen Völkern der Erde zusammengesetzten Körpers. Das Haupt eines solchen Körpers, eines fränkisch - römischen Aftereichs wollte *Bonaparte*, und zwar als unmittelbarer Nachfolger Karl des Großen werden, und nach dem Preßburger - Frieden währte er in der Ungeduld seiner gränzenlosen Herrschsucht ein solches Haupt schon geworden zu seyn.

Aus der Schilderung der auswärtigen Verhältnisse, die er seinem auf ihrem Parterre versammelten Senat und gesetzgebenden Körper machen liefs, sprach das Vorgefühl der Übermacht, das er durch die Lähmung der vorzüglichen Schutzmacht der Freyheit von Europa in dem Preßburger-Frieden gesichert zu haben glaubte. Die durch diesen Hauch der so hochtrabenden Überherrschaft aufgeblähte Knechtschaft, welche im Senat und gesetzgebenden Körper herrschte, brach durch das Organ eines Mitglieds in der 5. Sitzung des letzten Monat März in einen schwülstigen Jubel über die erlangte Weltherrschaft aus. „Diese Übermacht, waren seine Worte, diese Macht Franzosen seyde ihr geworden, unter eurer Leitung steht Europa, euer Gesetz wird von seinen Richtersthühlen erschallen, und gleich dem glänzenden Gestirne des Tags seyde ihr berufen aus dem Mittelpuncte politischer Kräfte wirkend, die übrigen in bestimmter Bahn zu lenken.“

Wie waren nun die Kriege und die Friedensschlüsse, wie waren die dadurch begründeten Mächte, wie war das mit und aus solchen Mächten neu gestaltete Europa beschaffen?

Auf einem von der Mündung des Quadalquivir bis zu den Ufern der Wolga seit dem ausgedehnten Schauplatze des Kriegs wurden etliche Millionen Menschen geopfert. Aus den Verwüstungen aller in diesen Schauplatz gezogenen Länder ragen unter den Trümmern zerstörte unzählige Städte und Dörfer, als mehr oder weniger schauerhafte Wohnsitze des Elends und Jammers hervor, in welche sie durch Raubsucht und Erpressungen verwandelt sind. Alle ihre Denkmäler, alle Schätze der Künste und Wissenschaften waren

die Beute des Sieges für Paris. Es gab keinen König, Fürsten und keine freye Verfassung, über welche nicht das Urtheil der Vernichtung und der neuen Formel *cesser de regner* von dem Gewaltigen entweder schon ausgesprochen und vollstreckt, oder dem solches nicht von ihm angedroht war. Hatte die neue Weltherrschaft in einem Jahrzehend nicht mehr vertriebene, gefangene und abgesetzte Fürsten, als Rom in einem Jahrhundert? *Ingentia illi bella, expugnationes urbium, fusos, captosque reges memorabant. Tacit. Annal.* So war der Lauf der neuen Kriege beschaffen. Und wie war nun die Gründung der Mächte, wodurch sich die Friedensschlüsse von allen unterscheiden sollten?

Die mit dem Bande gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit von ihren Fürsten und ihrem Stamme gerissenen Völker waren ihm bloße Heerden, die er entweder unter seine unmittelbare Herrschaft zog, oder nach Willkür und Laune, nach dem Wechsel seiner Gunst oder Abgunst und seiner Plane der Unterherrschaft seiner Geschöpfe bald zutheilte, bald wieder nahm. Die auf diese Art gegründeten neuen Mächte waren politische Wechselbälge, aus deren Verbindung und Unterordnung oder Einreihung in das große Gewaltreich Europa schon zum Theil neugestaltet hervorgegangen war. Er nannte diese Mächte selbst unzeitige Ausgeburten. Unter den Verpflichtungen, welche die mit solchen Staaten theilten Fürsten auf sich lasten liefsen, waren die Angelobungen der Treue und Anhängigkeit an die Person des Oberherrn die heiligsten; die Pflicht der Hingebung zu Aufopferungen aller Art für ihn und für sein Reich, die unerläßlichste; durch die Beobachtung dieser Pflicht wurden sie aber in Rücksicht aller Pflichten gegen das untergeordnete Volk die Freyesten. Nach der neuen Haus - Hof - und Reichslehen-Ordnung hatten alle ihren bestimmten Rang, und alle ihre Dienste waren noch durch Ordensbänder an den Siegeswagen des Eroberers gebunden. Im Frieden sollten sie als Hof- und Reichswürden- oder kaiserl. Schleppträger im Gefolge ihres Herren prunken, und im Kriege auf sein Aufgebot mit ihren Völkern im Felde erscheinen. Alle waren unter Kriegs- und Fürstentiteln die verpflichteten und berechtigten Werkzeuge der Unterdrückung ihrer Völker. *Quaedam civitates regi donatae veteri ac jam prius recepta populi romani consuetudine, ut habeat instrumenta servitutis et reges. Tacit. Vit. Agric.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 81.

Dienstag, den 11. October

1814.

Alte Geographie.

L'Égypte sous les Pharaons, ou recherches sur la géographie, la religion, la langue, les écritures et l'histoire de l'Égypte avant l'invasion de Cambyse; par M. Champollion le jeune, Docteur ès-lettres, Professeur d'histoire, bibliothécaire adjoint de la ville de Grenoble, membre de la société des sciences et des arts etc. Description géographique. Tome premier et second. A Paris, chez de Bure Frères, libraires du Roi, et de la bibliothèque du Roi, rue Serpente N^{ro}. 7. 1814. Erster Band 378, Zweyter Band 437 S. gr. 8.

Die zwey vor uns liegenden Bände, welche sich mit der Geographie des alten Ägyptens beschäftigen, sind nur die Vorläufer mehrerer anderen, welche die auf dem Titel angezeigten Gegenstände behandeln, und wenn (wie wir hoffen) das Ganze zu Stande kömmt, eine Encyclopädie des ägyptischen Alterthums bilden wird, welche Alles das was Kircher und Jablonsky von Seite der Religion, Zoega und Palin von Seite der Hieroglyphen, Croze und Valperga de Caluso von Seite der Sprache geleistet haben, umfassen, und den Umfang dieses Systems aus dem eigenen tiefen und ausgebreiteten Quellenstudium des Verfs. bereichert, berichtet, und deutlich geordnet aufstellen wird. Dafs solch ein Werk den ganzen Gelehrten und seine ganze Lebenszeit in Anspruch nehme, erkennt Niemand besser als der Verf. selbst, der sich diesen Studien von der frühesten Jugend gewidmet, und gleich die Vorrede des Werks mit dem Bekenntnis anfängt, dafs es ihm noch fünfzig Jahre seines Lebens kosten dürfe. Glücklicherweise für ihn und seine Studien hat er deren erst zwanzig, und ein solcher Anfang als die zwey vorliegenden Bände seiner gelehrten Laufbahn berechtigt zu den grössten Erwartungen für die Folgebände.

In der richtigen Überzeugung, dafs nur die Kenntniss der alten ägyptischen Sprache, in so weit dieselbe aus ihren eigenthümlichen Resten, dem Coptischen erkannt werden mag, der sicherste Schlüssel zum Heiligthume des ägyptischen Alterthums sey, machte er dieselbe zum ersten Gegenstand seiner Studien, welche ihm durch die reichen Hülfsmittel der orientalischen Manuscriptensätze der k. Bibliothek zu Paris, und der fast vollständigen Sammlung aller gedruckten koptischen Bücher zu Grenoble ungemein erleichtert wurden. In der Bibliothek dieser musenliebenden Stadt (welche, wiewohl nur eine Provinzialstadt, dennoch eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in ihren Mauern schirmt,) als zweyter Bibliothekar seinem älteren Bruder, dem als gelehrten Alterthumsforscher bekannten Hrn. Champollion de Figeac beygegeben, legte er schon vor sieben Jahren (am 4. Sept. 1814) den Plan seines ganzen Werkes, und die Einleitung des geographischen Theils der gedachten Gesellschaft vor, die dessen in ihren Registern ehrenvolle Erwähnung that; diese Einleitung schickte der Verf. im J. 1811 besonders abgedruckt an verschiedene Akademien und Gelehrte, deren meistentheils öffentlich in literarischen Zeitschriften laut ausgesprochener Beyfall dem Verf. zur Aufmunterung, dem Werke selbst aber wirklich zu einer selbst durch die Erscheinung des bisherigen in Erfüllung gegangenen guten Vorbedeutung diente. Das gewichtigste dieser Zeugnisse für den Verf. ist unstreitig das seines Lehrers des grossen Orientalisten, Freyherrn Silvestre de Sacy, welcher die Grundlage seiner Arbeit durch den Zuruf sanctionirte: *que citer les noms coptes des lieux c'étoit aussi citer les noms égyptiens*. Diese Grundlage liefert der Verf. nun in den zwey vor uns liegenden Bänden, welche die geographische Beschreibung Ägyptens zur Zeit der Pharaone, die Gränzen und unwandelbaren Eintheilungen desselben, die politische Eintheilung in die Districte *Nomos*, den alten und neuen Zustand der Hauptörter und ihre eigentlichen alten Namen an der Seite der griechischen und der

arabischen enthalten. Diese Zusammenstellung war nothwendig zur Erörterung der alten Namen selbst, welche meistens treuer im Munde der Araber als der Griechen aufbewahrt worden. Diese von jeher gewohnt, fremde, ihnen barbarische Namen zu verstümmeln (eine üble Gewohnheit in der es ihnen unter den neueren Völkern sowohl Franzosen als Engländer gleich thun) beliebten überdies den meisten Städten Ägyptens ganz eigene von den dort verehrten Gottheiten hergenommene Namen zu geben. Der Verf. bemüht sich durchaus zu zeigen, daß diese Namen von *Apollinopolis*, *Latopolis*, *Diopolis*, *Heracleopolis* u. s. w. mit den ursprünglichen ägyptischen Benennungen nichts gemein haben, und wenn Rec. hierin ihm vollkommen beypflichtet, so ist er jedoch der Meinung, daß der Grund dieser Benennung keineswegs einer, in dem oberflächlichen Aufgreifen zufälliger Eigenschaften ägyptischer Gottheiten, worin die Griechen die ihrigen zu erblicken glaubten, sondern wirklich in einer näheren und gründlicheren Verwandtschaft des griechischen und ägyptischen Cultus gelegen habe, und er glaubt, daß der Hr. Verf. bey der näheren Untersuchung mythologischer Materien von selbst hierauf aufmerksam gemacht werden wird. Indessen ist diese unbefangene Quellenforschung alterthümlicher, religiöser und historischer Gegenstände, welche den Griechen fremd waren, gewiß die zu empfehlendste, und Philoptraen oder Philokopten werden bey der Untersuchung persischer und ägyptischer alter Geschichte und Religion ganz gewiß durch das Quellenstudium der Ursprachen und eigenen Urkunden dieser Völker der Wahrheit näher kommen, als bloße Philologen, die mit dem Schatze griechischer Gelehrsamkeit ausgerüstet, nur den Text griechischer Schriftsteller als das einzig wahre Wort, und Alles, was sich mit demselben nicht vereinbaren läßt, als Fabel annehmen wollen. Indessen verdienen die Griechen doch immer die größte Berücksichtigung, und keiner derselben vielleicht mehr als Herodot, der so oft der Mährchenhaftigkeit angeklagt, durch die neuesten Reisebeschreiber so oft gerechtfertigt worden ist, und also auch in dem Grunde seiner ägyptischen Städtebenennungen, und in dem, was er über die Identität griechischer und ägyptischer Gottheiten beybringt, um so größeren Glauben verdient, als er in die Mysterien eingeweiht war. Doch, Alles dieses wird sich erst in den folgenden Theilen herausheben, welche sich mit dem bey weiten wichtigeren Gegenständen der Religion und der Geschichte beschäftigen werden. Es ist in der That erfreulich, daß, wieder Hr. Verf. in der Vorrede versichert, dieselben größtentheils vollendet sich im Drucke so schnell als möglich folgen werden. Seine zunächst erscheinende Arbeit ist eine Gram-

matik und ein Wörterbuch der ägyptischen Sprache, das letzte nach den drey Dialekten derselben dem thebanischen, baschmurischen und memphitischen, in drey Quartbände abgetheilt, und nicht nach der gewöhnlichen alphabetischen Ordnung europäischer Wörterbücher, sondern nach den Wurzelwörtern geordnet. Es ist in der That, wir wiederholen es, in unserer, philologischen Studien und Unternehmungen Nichts weniger als günstigen, Zeit sehr erfreulich, daß ein Werk von so vielem Aufwande an Gelehrsamkeit, Zeit und Kosten unmittelbar nach Beendigung des Krieges in Frankreich (deutschen Gelehrten und Buchhändlern zum Beyspiel) erscheint, und wir können der schnellen Fortsetzung desselben nur den lautesten Beyfall zurufen. Wenn Europa Alles, was es von Indien weiß, fast ganz allein Engländern zu danken hat, so haben französische Gelehrte besonders in der neuesten Zeit, unstreitig das größte Verdienst um eine genaue, gründliche und gelehrte Kenntniß Ägyptens. Ohne hier von der Kunstliebhaberey Denon's und dem Prachtwerke Ägyptens, und den Arbeiten des ägyptischen Institutes sprechen zu wollen (diesen mehr schimmernden als nützlichen Trophäen der verunglückten ägyptischen Expedition) was haben nicht früher und gleichzeitig andere französische Reisende und Gelehrte jüngst zur Kenntniß dieses so berühmten und merkwürdigen Landes beygetragen! *Savary* und *Volney*, *Olivier* und *Sonnini* als Reisebeschreiber, *S. de Sacy*, als der gelehrtere Herausgeber des gelehrten *Abdollarif*, *Quatremere* und *Champollion* endlich durch Erörterung koptischer Ortsnamen, und geographischer Bestimmungen, und wie weit verspricht der letzte nicht seine Vorgänger hinter sich zu lassen!

Wenn der Erfolg gelehrter Forschungen, besonders historischer und geographischer, nicht nur vom Fleiße und Scharfsinn der Gelehrten, sondern größtentheils von dem Reichthume der Hilfsmittel, die ihm zu Gebote stehen, abhängt, so scheint Ägypten vor allen andern Ländern des Orients die Provinz zu seyn, deren gründliche Orts- und Naturbeschreibung und Geschichte aus der ältesten wie aus der neuesten Zeit französischen Gelehrten durch ein günstiges Schicksal zugetheilt ist, denn keine Bibliothek der Welt besitzt solche Schätze an orientalischen Handschriften über Ägypten als die Pariser, und wiewohl Hr. Ch. sich in der Vorrede deutlich erklärt, daß er nur Ägypten unter den *Pharaonen* beschreibe, so verschieden von Ägypten unter den *Persern*, *Griechen*, *Arabern* und den *Osmanen*, und sich genau in den vorgestreckten Grenzen halten will, so würde er ohne ein gründliches Studium dieser Schätze der Araber, und besonders *Makrisi's* doch wesentlicher Hilfsmittel und Quellen entbehren.

Glücklicherweise ist er in die Kenntnifs des Arabischen eingeweiht, dessen Unkenntnifs bey Jablonsky an mancher, vom Verf. auch gelegentlich gerügten, Stelle hervorleuchtet. Nicht minder als Jablonsky werden auch *Kirchers* philologische und *d'Anvillo's* geographische Muthmassungen an mehr als einem Orte vom Verf. widerlegt, und mit der Ausführlichkeit welche die Natur eines wider grosse Autoritäten erhobenen Streites erfordert, berichtet. Da wir hier dem Verf. in diese Detail nicht nachfolgen können, begnügen wir uns damit, den Plan des Inhalts der beyden Bände, und einige der vorzüglichsten und glücklichsten philologischen und geographischen Bestimmungen hier in Kürze auszuführen.

Nach der Einleitung, worin der Verf. von seinen Quellen, seiner Verfahungsweise, von den fremdartigen Bestandtheilen, woraus das koptische Alphabet besteht, und von seiner Schreibweise Rechenschaft gegeben, beginnt die Geographie Ägyptens unter den Pharaonen in acht Hauptstücken, deren vier den ersten, und vier sammt einem Anhang den zweyten Band ausmachen. I. Hauptst. Von den natürlichen und politischen Eintheilungen Ägyptens. Das Wort *Nopos* ist rein griechisch, das koptische dafür ist *Pthosch*. Die Zahl dieser Districte war zu verschiedenen Zeiten verschieden, das Labyrinth war in der Mitte der 36 ältesten, und hatte eine gleiche Zahl derselben gegen Norden und Süden. II. Hauptstück. Namen Ägyptens. *Αιγυπτος* vom Nile der so hiefs, und nach dem das Land auch *ποταμια* und *αερια* genannt ward. *Ηφαίσια* nach *Phta*, dem erzeugenden Gotte, in dem die Griechen ihren Hephaistos sahen. Hr. Ch. meint, dafs, wenn das Wort aus dem ägyptischen übersetzt wäre, es vermuthlich das göttliche oder *Paphnuti* geheissen haben werde, denn Paphnutius heifst auf koptisch der göttliche; aber die *vulkanische* ist etwas anders als die göttliche; *Μελαρβολος* die schwarzschollichte. *Missraim* bey den Hebräern, *Missr* bey den Arabern, und in der alten Landessprache selbst *Chimi*, bey Plutarch *Χημια* d. i. die schwarze. III. Hauptst. Vom Nile, seinen, von den portugiesischen Jesuiten sowohl, als von Bruce noch unentdeckten Quellen und seinen Namen: *Neilos*, *Aetos*, *Αιγυπτος*, *Ωκεανος*. Hr. Ch. hält das letzte für eine Vestümmelung von *Ωκεανος*; aber warum sollten die alten Ägypter den Nil seines Wasserreichthums wegen nicht eben so gut den *Ocean* geheissen haben, als noch die heutigen Bewohner, von denen er auch *Bahr*, das Meer, genannt wird. Nebst der griechischen Etymologie *Νειηλως* neuer Schlamm, und der koptischen *Nei alei*, der zu bestimmter Zeit wächst, welche dem Recensenten gleich gewagt scheinen, hätte Hr. Ch. wohl auch die orientalische, der blaulichte, vom Indigo (Nil), der an seinen Ufern wächst,

anführen dürfen; den alten Ägyptern hiefs er wahrscheinlich *Jaro*, der Fluß *κατεξοχην*. IV. Hauptst. Von Oberägypten, seinen Gränzen, Eintheilungen, und Namen. Die Griechen theilten es in die *Hepatanomis* und *Thebais*, ursprünglich hiefs Oberägypten *Maris*, d. i. das südliche, der heutige arabische Name ist *Said*. Berge. Städte. Tachompos, *Tachampsä*, das ist der Crocodillenort, weil es deren im benachbarten See häufig gab. Ein Crocodil auf koptisch *Amsah* (auf arabisch *Timsah*). Die Insel *Philä* (Pilak-) heut *Dschesiretol-birbe*, die Tempelinsel, von Insel (Al-gezira), und Birbe, ein Tempel aus dem koptischen *perpe*. Die Insel *Elephantine* deren alter Name dem Verf. unbekannt. *Syene* (Suan), d. i. der Schlüssel des Landes. *Ombo*s (Ambo) mit seinen Tempeln beschreiben; wo ein Gebälle von Schlangen (Agathodaimon) *Silsil* (Siolsiel) d. i. Damm an der engsten Stelle des Nils das die Araber *Silsiletol-Hadschr*, d. i. die Steinkette nennen, merkwürdig, durch seine Felsengräber. *Tum* (Pithom) d. i. Hindernifs. *Apollinopolis magna* (Atbo), dessen erster Tempel an Pracht, denen von Thebe und Memphis gleichkam. Vorne stand ein Typhonium, oder eine dem bösen Genius geweihte Capelle. So steht vor den indischen Pagoden eine der Göttinn des *Parias*, der Pockengöttinn *Maritale* geweihte Capelle. *Atbo* heifst ein Ort ohne Bäume, wie *Ambo* ein Ort mit Bäumen. *Elethya*, berühmt durch die merkwürdigen Gemälde seiner Felsengüter, welche das ganze bürgerliche Leben des alten Ägyptens darstellen. Da die Ägypter keine *Eilηθυσια* gekannt zu haben scheinen, hält Hr. Ch. diesen Namen für keine Übersetzung des ihm unbekanntes ursprünglichen. *Chnubis* (Chnub) vom ägyptischen Namen Agathodämons *Cnuphis* oder *Chnubis*. *Latopolis* (Sne) mit einem der schönsten Tempel Ägyptens, welches dem Gotte des ewigen Lichtes *Amon*, und nicht wie die Griechen meinten, dem Fische *Latos* geweiht war. Der alte ägyptische Name *Sne* hat sich noch in dem heutigen arabischen *Esne* erhalten. *Aphroditopolis* (Asphun) dessen alten Namen der Verf. nicht zu erklären wagt, und wo nach Strabo Aphrodite verehrt worden seyn soll, wie zu *Latopolis* Athene und der Fisch *Latos*, und zu *Crokodilopolis* das Crocodil. An der Stelle dieser Stadt steht heute der Ort *Taud*. *Harmonthis* (Ermont) dessen 146 Schuhe langer Tempel, dem *Amon* und *Horus* geweiht war, die Strabo in *Jupiter* und *Apollo* übersetzt. Die Etymologie *Zoega's Harmonthis* scheint dem Recn. nicht so unzulässig als dem Verf.; die Wurzel *Hrm* (dem arabischen und ägyptischen gemein) bedeutete in beyden Sprachen ein Heiligthum (Harem) wie noch heut zu Tage das Heiligthum der *Caaba* zu *Mekka* heifst. *Thebe* (Tape) d. i. im thebanischen Dialekte das Haupt, weil sie das Haupt des Landes war. Das griechische *Zios-*

polis, die Übersetzung des eigentlichen Namens dieser dem höchsten Gott *Ammon* geweihten Stadt, deren Ruinen heut zwischen vier Orten, nämlich: *Carnak*, *Luxor*, *Curnu* und *Medinet Tabu*, zerstreut sind. Beschreibung derselben. *Apollinopolis parva* (Kos birbir), vom Verf. übersetzt *Cos das glühende*; es könnte aber wohl eben so gut *Cos Berberorum* heißen, von den Berberern, diesen uralten, in Afrika einheimischen Nomadenvölke. *Coptos* (Cest). *Tentyris* (Nitentheri), der große Tempel, das Meisterstück ägyptischer Baukunst, der Isis geweiht, dessen Thierkreise erst dann werden gehörig beurtheilt werden können, wenn in dem großen Prachtwerke über Ägypten auch die Thierkreise von Hermunthis, Esne und die astronomischen Vorstellungen von Thebe ans Licht treten werden. In den Tempeln von Tentyra findet sich der Typus aller griechischen Säulenordnungen. Widerlegung Juvenals. *Tabenna* (Tabennisi), nicht vom griechischen *mysos*, sondern koptisch der Palmenhain der Isis. *Diospolis parva* (Hu) dessen Bedeutung der Verf. nicht erforscht hat. Sollte nicht schon bey den Ägyptern *Hu* wie noch heute bey den Arabern für einen Namen der Gottheit gegolten haben? In diesem Falle wäre *Diospolis* eine richtige Übersetzung des ägyptischen Namens. *Chenoboscia* (Scheneset). *Ptolemais* (Psoi) Rücken, Ballen. In einem Mspte. der Bibliothek des Vatikans, welches die Legende des heiligen Schnudi enthält, kömmt eine von Zoega übersetzte Stelle vor, wo dieser Name irrig *Toi* gelesen wird. Der obgenannte Heilige, der den meisten Lesern gewiß unbekannt seyn wird, kömmt in der Folge noch öfter vor; er war ein Gefährte der heiligen *Paphnutius* und *Pachomius*, die wider die Streifereyen der Balnemmin (bey den Alten *Blemmyes* genannt) tapfere Kriegsthaten ausübten. *Panopolis* (Schmin und Chmim) mit einem Tempel dem erzeugenden schaffenden Gotte des Alls (Pan) geweiht. Der ägyptische Name hat sich bey *Diodorus Siculus* und in dem heutigen arabischen *Ichmim* erhalten. *Crocodilopolis* (Atripe) Athribis hieß auch eine Stadt in Unterägypten. Dieser Namen ist wohl nichts als das arabische *Jathrab* der alte Namen *Medina's*, so wie der alte Namen *Mekka's* (*Bekka*), derselbe mit dem altägyptischen *Baki* die Stadt ist, so daß die beyden Namen *Medina* und *Bekka*, woraus *Mekka* entstanden, also die Städte *καρεζο-πολις* bedeuten. *Aphroditopolis* (Atbo), *Artäopolis* (Tku) wohin die Griechen den Kampf des *Antaios* mit dem *Herakles* wie die ägyptische Sage in der Nähe derselben den Kampf des *Horus* mit *Typhon* verlegte. *Muthis* (Muthi), der Zunamen der Mutter Isis. *Apollinopolis* (Koskam, zum Unterschiede von *Apollinopolis magna* (Atbo) und *Apollinopolis parva* (Kos Berbir). *Lykopolis* (Sijut) unter *Awos* ist hier der Schakal zu verstehen, in den

sich *Osiris* verlarvt haben soll. Die benachbarten Felsgrotten reich an Mumien und hieroglyphischer Inschriften; es würde, sagt *Denon*, Monate brauchen sie zu lesen, und Jahre sie abzuschreiben. *Cusae* (Kosko), wo nach den Griechen die himmlische *Venus* verehrt worden seyn soll, was der Verf. bezweifelt. *Tanis* (Toni), zwey Städte dieses Namens gibt es auch in Unterägypten. *Antinoe* (Besa). *Hermopolis magna* (Schmun), *Jablonsky* meint, dieß heisse der achte, als Beyname des großen hier verehrten, allzeugenden Gottes, und *Rec.* fühlt sich mehr geneigt, dieser *Etymologie*, als der des Verf. beyzustimmen. *Miniet* (Tmone), d. i. Haven. *Oxyrynchus* (Pemsje), der Verf. zweifelt, daß hier der Fisch dieses Namens verehrt worden. Der ägypt. Namen hat sich im arab. Behnese erhalten. *Herakleopolis* (Hnes), der Verf. vermuthet, daß der vorzüglichste Tempel dem starken Gotte (*Sem*) gewidmet war, woraus die Griechen den *Herakles* machten, wie oben aus dem *Typhon* den *Antaios*. *Phanissoit* auf arab. *Sejtun*, in beyden Sprachen von den Oliven benannt. *Nilopolis* (Pusiri), die dem *Osiris* gehörig, indem *Osiris* der Nil und nicht die Sonne gewesen seyn soll. *Isidis oppidum* (Naisi), der Isis gehörig. *Aphroditopolis* (Tpih), *Memphis*, beschrieben nach den Griechen, *Abdollarif*, und in seinen jetzigen Ruinen von der Commission des ägypt. Institutes auf der Stelle von *Minjet Rahine*, nicht *Matrahenny*. Die Namen von Oberägypten mit ihren Orten tabellarisch.

Das V. Hauptstück womit der II. Band beginnt, fährt mit den Ortbestimmungen Unterägyptens fort. Das VI. handelt von den Namen Unterägyptens, das VII. von den occidentalischen und orientalischen zu Ägypten gehörigen Districten, den arabischen, den lybischen und den Oasien. Das VIII. Namen ägyptischer Orte, deren Lage ungewiß. Hierauf folgt eine sehr nützliche synonymische Tabelle der altägyptischen, griechischen und arabischen Ortsnamen. Vier Tafeln von Ortsnamen aus vier verschiedenen Manuscripten der königl. Bibliothek zu Paris, eine Erklärung der diesem Bande beygefügte Karte Niederägyptens unter den Pharaonen, und ein koptischer Christnachtsymnus im Texte und Übersetzung, der, so schätzbar er sonst auch ist, doch gewiß hier nicht an seinem Platze steht. Das Ganze beschließt ein Sachregister nach den im Werke vorkommenden geographischen Namen alphabetisch geordnet.

So wie der erste Band mit den Quellen des Nils beginnt, so der zweyte mit den sieben Mündungen desselben, die hier nach ihren Namen und ihrer Lage ausführlich bestimmt werden. Daß der altägyptische Namen für die Arme des Flusses *Schet* gewesen sey, bezweifelt *Rec.* um so minder als *Schatt* im arabischen noch hente der Namen von Flusarmen, und besonders des *Euphrats* ist. Städ-

te Unterägyptens, das mehr als das Delta umfaßt. *Heliopolis* (On), der Namen der Sonne (gleichsam das Weltenauge, arab. Ain). *Bubastis agria* (Phelbes), heute Belbeis, wo d'Anville Pharbocthus suchte, das Hr. Ch. glücklicher in *Jarbeit* gefunden. Das eigentliche *Bubastis*, durch den reinen Geschmack seiner Architektur und den Isistempel berühmt. *Pelusium* (Peremun), woraus die Araber *Alferma* machten. Der Verf. macht hier eine für die ägyptische Geographie sehr merkwürdige und wahre Bemerkung, daß die heutigen ägyptischen Städte, in denen sich die alten Namen erhalten haben, meistens nicht auf der Stätte derselben sondern nur in ihrer Nachbarschaft stehen. Das ägyptische *Jeromi*, das griechische *Πηλυσιον*, und das arabische heutige *Tin*, heißen alle dasselbe, nämlich: das *kothige*. *Avaris* oder *Heroopolis*, die Identität derselben erwiesen. *Toris* (Sjani), sieben Jahre später als Hebron erbaut, folglich eine der ältesten Städte Unterägyptens. *Mendes* (Schmun un-erman), d. i. das Schmun der Granaten, nicht der Römer. *Diospolis parva* (Naamun), die Stadt Ammons, wörtlich wie im Griechischen. *Terol*, mehrere Orte dieses Namens erhielten denselben von ihrer Lage am Ausflusse eines Canals, indem das Wort auf ägyptisch Ableitung heißt. *Schetnusi*, der gute Arm. *Prosopis* (Pschati), die Identität dieser Orte umständlich erwiesen. *Sebennytus* (Smenuti), die Gotteskraft, von *Sem*, Kraft, und *nuti*, göttlich. *Paralos* (Nikesju), heute Burlos, ohne daß der Sinn des ägyptischen Worts klar ist. *Sais* (Sa), heute Salhadschr (auch Silhadschr), berühmt durch seine Schulen, und den Tempel der *Neith*, worin die Griechen ihre Athene zu finden glaubten, worin Hr. Ch. nichts als den wohlthätigen Gott, Rec. aber die Nahid der Perser *Avaris* zu erkennen glaubt. Sehr merkwürdig stimmt zu dieser letzten Meinung auch das berühmte Lampenfest, das sich ebenfalls in Persien erhalten hat. V. Anquetil und Hyde. *Bolbitine* (Tireschit), der alte Namen hat sich im heutigen arabischen *Raschid* (Rosette), erhalten, und paßt durch seine Bedeutung, das *Angenehme*, vollkommen. *Tku*, das die Araber *Etko*, und die Türken *Itkoi* (Hundsorf), aussprechen. *Therenuthis* (Terenuti), das heutige *Terrane* an den Natronseen gelegen. *Hermopolis parva* (Pliminhor), Stadt des Horus, heute *Demenhur*. Die ägyptischen Namen von *Hermopolis magna* (Schmun) und *parva*, haben eben so wenig etwas gemein als die von *Apollinopolis magna* und *parva* (*Atbo* und *Kos*) Etwas gemein haben. *Momemphis* (Panuf Chet) drey Städte Ägyptens heißen heute *Menuf*, auf arabisch aus Panuf verstümmelt, *Canope* (Kahi annub), d. i. Golderde, von *Kah*, Erde, und *Nub*, Gold, daher Nubien das Goldland. *Rhacotis* (Racoti), hernach Alexandria. *Taposiris* (Pusiri), die *Oasis* (Nevah), heute nach

Elvah, die von Sivah war unstreitig die Ammon's. *Scythiaca regis* (Schiet), die Wüste der Anachoreten. *Nitria* (Papihosem?) *Rhinocolura*, heute *Alarisch*, dieser Namen ist wohl nicht altägyptisch sondern arabisch. Von der ägyptischen Begräbnisstätte, die Niebuhr auf dem Berge *Dschebel al-mokatteb* fand, die seitdem von Dr. Seetzen abgeschrieben Inschriften dieses Berges, so wie die von ihm zuerst aufgefundene hamjaritische (beyde in den Fundgruben des Orients), werden von Hrn. Ch., wenn er sich mit den Schriftzügen der Ägypter beschäftigt, so wie die ancient alphabets Ibn Wahshie's (London 1806), einige Aufmerksamkeit verdienen.

Reisebeschreibung.

Erinnerungen von Friedrich von Matthiesson. Vierter Band. Zürich, bey Orell, Fäfsli und Comp. 1814. Mit 2 kleinen Kupf. 8. 394 S. (Lit. B.)

Es geziemt sich wohl nicht, von einem Buche, dessen erstere Bände über die Zeit hinausliegen, welche diesem Blatte nothwendig vorgesteckt werden mußte, ein allgemeines Urtheil zu fällen; einige wenige Züge werden genügen, da der Beyfall der Lesewelt sich schon deutlich genug für diese Unternehmung erklärt hat. Hr. v. Matthiesson gehört zu den angenehmen Erzählern, er hat sehr viel durch seine Verhältnisse zu sehen Gelegenheit gehabt, seine Reisen haben ihn, in erfreulicher und ehrenvoller Umgebung, in die reizendsten und wichtigsten Gegenden Europa's geführt, und er weiß seine Bemerkungen auf eine leichte gefällige Art vorzutragen, wenn dieselben auch, im Vergleich mit andern geistreichen Reisenden, bisweilen etwas matt erscheinen möchten.

Dieser Band spricht von seiner italischen Reise, Octob. 1795 bis May 1796, und von seinen Streifereyen von Lausanne aus im Jahre 1802, Monat September. Ist vieles auch nur bey eiligem Durchfluge gesehen worden, so treffen wir doch auf manche eigenthümliche Ansicht, und das Ganze lies't sich leicht und angenehm. Manches wird aber wohl zu gesucht und witzelnd erscheinen, z. B. S. 14: „Was aber eigentlich die gezähnte Hebenstretie zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Pflanzenwelt erhebt, ist ihre gänzliche Geruchlosigkeit in den Morgenstunden, ihr ekelregendes Ausdünsten um die Mittagszeit, und ihr lieblicher Hyacinthenduft am Abend. Wenn du nur die Tageszeiten ein wenig umkehrst, so kannst du in dieser reizenden Blume das treffendste Bild eines verunglückten Ehebündnisses finden.“

Eben so werden an andern Orten Lückenbüsser

eingeschoben, Zwischenerzählungen und beyläufige Einfälle, die wohl niemand an dieser Stelle erwartet. Hierzu rechnen wir besonders S. 252 und folg. die langen Erzählungen von der Dichtergabe seines verstorbenen Vaters und seiner Kunst aus dem Stegereife einige Reime herzusagen, die man nur durch das überfließende Herz des Sohnes entschuldigen kann.

S. 163 ist wohl die Rede gegen die altdenckliche Baukunst ganz und gar nicht an ihrer Stelle, und etwas übereilt. Die alterthümliche Baukunst muß man nie mit der des Mittelalters zusammenstellen, bey beyden nur auf Zeiten und verschiedenen Zwecken sehen, und jede auf ihrem eigenthümlichen Grund und Boden betrachten. Solche Vergleiche verführen nur zu leicht zu flachen Ansichten und Urtheilen, die ohne Halt in der Luft schweben. Jedes Zeitalter ist nur in und durch sich zu erkennen, zu würdigen; Rom wird man nicht nach den aufgeflickten Häuserchen beurtheilen, die den alten und ewigen Riesengliedern angeklebt sind.

Diesen wenigen Bemerkungen, die vielleicht ganz persönlich seyn können, (doch warum soll nicht auch einmal ein solches Urtheil gefällt werden!) möge die Einladung folgen, mit eigenen Gefühlen zu diesem Buche zu treten, das gewiß nicht unbefriedigt, sey es nun in dieser oder in jener Hinsicht, lassen wird, nar er warte man keine neuen wichtigen Aufklärungen, sondern sey zufrieden, an der Hand des Verfs. den Garten der Welt zu durchwandern. Druck und Papier sind gut.

Schöne Wissenschaften.

Heinrich J. von Collins sämtliche Werke. Erster Band. Regulus. Coriolan. Polyxena. 1812. Zu-eignung X, 464 S. Zweyter Band: Balboa. Bianca della Porta. Mäon. Macbeth. 1812. 411 S. Dritter Band: Die Horatier und Curiatier. Bradamante. Julie von Billnau. Kindespflicht und Liebe. 1812. 453 S. Vierter Band: Epische und lyrische Gedichte. 1813. 370 S. Fünfter Band: Prosaische Aufsätze. 1813. 400 S. Sechster Band: Zerstreute Blätter. Phädra. Über Collin und seine Werke. Anhang. Wien, 1814. 464 S. Jeder Band mit 1 Kupfer. Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß. In Commission bey Carl Schaumburg und Comp. und Anton Doll. in 8.

Die Werke eines reichen und trefflichen Geistes dessen Ruhm sich nicht allein über seine Vaterstadt

und sein Vaterland, sondern über ganz Deutschland verbreitete, liegen hier, als ein dem Vaterlande theures Vermächtniß des früh Verstorbenen, vor uns. Indem wir die ganze reiche Ausbeute seines Kunstlebens vor uns erblicken, muß es uns, ehe wir zu dem Einzelnen übergehen, gleich anfangs mit Freude erfüllen, daß wir aus dem Zeitraume seines gereiften und gediegen gewordenen Geistes durchaus nichts Schlechtes oder ganz Fehltes, wie wir leider bey so vielen nur zu oft finden, bemerken werden, und vor allem, daß aus seinen Werken ein Adel, eine Reinheit des Gemüthes, ein so tief und fest gewurzelter Sinn des Rechtlichen und allein Schicklichen hervorgeht, der durch kein, auch nur vorüberstreichendes, leichtsinniges, oder unschickliches, oder unedles Wort getrübt wird. Diese Klippe, woran so viele und die meisten unserer schönen Geister stranden, indem sie mehr oder minder von der Ruthe der Circe berührt zu seyn scheinen, kann aber nur ein gewiß durchaus reines Gemüth vermeiden, denn der schmutzige, böse Geist lauscht immer, so sehr man sich auch sperrt und dreht, wenn der Adel des Gemüths ihn nicht ganz verbannt hat, unter den ernsthaft gezogenen Falten hervor.

So müssen wir denn schon, besonders in der jetzigen Zeit, den Dichter, durch seine Werke, selbst als Mensch zu lieben und hoch zu achten anfangen, welche Liebe noch durch die mit sicherer und sehr geschickter Hand gezeichnete Lebensbeschreibung vermehrt und festgestellt wird, und uns so ein freundliches Bild des Abgeschiedenen gibt, das viele in seinem Leben von ihm nicht ganz gehabt haben mögen, da die Parteywuth und die Ansicht dieser und jener Schule das eigentliche Bild immer verzerrte. Gern entbehren wir daher manches von dem oft sogenannten Hochdichterischem, Übergeistreichen, das sich nicht selten im Schlamme herumtreibt.

Dann ist es aber auch höchst erfreulich, in dem Dichter einen ganz selbstständigen Geist zu erblicken, der in einer Zeit, in welcher alles in Partey sich sonderte, kühn und allein einen neuen Weg betrat, dessen Wirksamkeit viel tiefer und bleibender hätte seyn müssen, wenn ihn nicht eben aber wieder die Parteywuth von allen Seiten, im Mißverständnisse und argem Willen, bekämpft hätte.

Wir meinen die Art und Weise, wie Heinrich v. Collin bey seinem ersten Auftreten durch die Vorrede zu seinem Regulus, meistentheils ohne es zu wollen, zwischen den Kampf trat, den die Helden mit den Klopffechtern der damaligen deutschen Gelehrtenwelt führten, ein Verhältniß, welches auch auf eine genügende Weise in der Lebensbeschreibung auseinandergesetzt und entwickelt worden ist. Gegen seinen Wunsch und Willen

glaubten die Klopffechter in Heinrich v. *Collin* einen ihnen sehr liehen neuen Gesellen zu erblicken, der ihnen besonders darum sehr werth seyn mußte, da er, was ihnen abging, gleich im ersten Auftreten eine bedeutende Gelehrsamkeit zeigte. Die beleidigte Gegenpartey fiel mit gewaltiger Heftigkeit über den Neuankömmling her, und als die, welche von ihm sich begünstigt glaubten, strenge und ernst von ihm zurückgewiesen wurden, bemühten auch sie sich, seinen Gelehrtenruf in ihren Blättern zu zerreißen.

So sah sich *Collin* von beyden Seiten verlassen, und die nachherige genauere Kenntniß der sogenannten neuen Schule, gegen welche *Collin*, ohne sichere Kunde derselben, nur nach abgerissenen und zerrissenen Hörensagen, hatte geglaubt, auftreten zu müssen, mußte einen Zwiespalt in ihn bringen, besonders einen Stillstand bey seinen dichterischen Erzeugnissen hervorbringen, der indessen nur von kurzer Dauer war, da der Grund, auf welchem seine Ansichten über Bühnendichtungen gebaut waren, zu fest durch reifes, früheres Nachdenken begründet war.

Wäre es möglich eine genügende Antwort auf die Frage: wie wäre es geworden, wenn? zu geben, so möchten wir die Frage aufwerfen: wie hätte die Wirksamkeit *Collins* auf die deutsche Bühne werden können, wenn er seinen *Regulus* ohne Vorrede der Lesewelt gedruckt übergeben hätte? Es war eine Zeit, in der man strenge eine Partey ergreifen mußte (die Gegenpartey der neuen Schule, nämlich die eigentlich schreyende Gegenpartey, war gar zu elend und verrufen, so, daß hier wohl keine Wahl übrig blieb), oder es mußte einer auftreten, der mit Kraft und Selbstständigkeit dastehen und etwas Großes wirken konnte, der sich aber von jeglicher Parteynahme frey erhielt, und zu solch einem Manne war, in dem Fache der Bühnendichtungen, Heinrich v. *Collin* ganz geeignet.

Der Anzeiger dieser Ausgabe der sämtlichen Werke erinnert sich sehr lebhaft, welchen tiefen und ungemeynen Eindruck die ersten Aufführungen des *Regulus* in Berlin bewirkten, wie alles hinströmte dieses Stück zu sehen, welches durch seinen Stoff, die geschickte und kunstvolle Bearbeitung und durch die treffliche Darstellung einiger Rollen auf mehrfache Weise reizte und befriedigte. Erst als der Parteygeist durch giftige mündliche und schriftliche Beurtheilungen den Werth des Stückes zu vermindern bemüht war, gelang es, das warme Gefühl für dasselbe bey manchen abzukühlen. So wurde dem trefflichen Dichter ein schwieriger Stand für die Zukunft, ein beschränkterer Wirkungskreis und keine durchgreifende Wirksamkeit bereitet; denn die krampf-

haften Zuckungen der Parteywuth dauern lange fort, ja verlieren sich ganz — nie.

Es ist kaum glaublich, welchen ungemessenen Einfluß die Parteywuth besonders auf die Bühnendichtungen hat, bey denen der Eindruck, die Belobung oder die Ertödtung gleich auf der Stelle geschieht. Für *Heinr. v. Collin* war es höchst traurig, daß seine Blüthenzeit gerade in den bey nahe gänzlichen Untergang der eigentlichen wahren Darstellung und des Geschmacks an wahren Bühnendichtungen fiel. Es ist nicht zu läugnen, daß sein Einfluß in Wien nicht unbedeutend gewesen, daß ihm hier viel zu danken ist, aber eine recht durchgreifende Wirksamkeit ward ihm nie. Eben so wenig ist zu läugnen, daß *Iffland* in Berlin viel für *Collin* gethan und gewirkt hat, wie denn keineswegs verkannt werden kann, daß *Iffland* mehr aus Unmuth und Ärger über manche Verunglimpfungen der neuen Schule zu dem Grade der Verwerflichkeit und durchgreifenden Nichtigkeit und Schlechtigkeit der Direction es gebracht hat, als aus wirklich ganz verkehrter Ansicht. Überdies begünstigte *Collin* in *Ifflands* Augen der Umstand noch, daß meistentheils in seinen Stücken eine Rolle ist, in der *Iffland* mit Glück auftreten zu können nicht falsch glaubte. Aber auch in Hinsicht der *Collin'schen* Stücke machte das viele Geschwätz die Berliner - Bühne verdreht und verkehrt, bey der man eine Zeit lang, wegen der zu vielen Beurtheilungen, ganz aus aller Haltung und richtigen Ansicht trat und nun auch in einem nicht geringen Sumpfe in Hinsicht der Darstellung und der darzustellenden Sachen sich befindet.

In der Lebensbeschreibung ist dieser ganze Zustand der Bühne auf eine äußerst gelungene Art zusammengestellt und enthüllt; wir glaubten nur dieß unsern Betrachtungen voranschicken zu müssen, und um so eher, da die meisten Stücke, welche diese Werke enthalten, *allein* gedruckt wurden, und mannigfach, verständig und unverständlich, beurtheilt worden sind. Ohne alle jene Beurtheilung zu berücksichtigen, erlauben wir uns einige Betrachtungen, bey denen wir die Winke in der Lebensbeschreibung benutzen, da wir sie wohl als Gesinnungen und Meinungen des Verfs. selbst betrachten zu können glauben, die daher von Werth seyn müssen.

In den drey Bänden, welche *Collins* Bühnendichtungen enthalten, scheint uns immer dasjenige, welches den Band beginnt, von dem vorzüglichsten Werthe zu seyn, und die andern zu übertreffen, eine Ansicht, die wohl durch keine Selbsttäuschung und durch etwa zerstücktes Lesen bewirkt ward, da wir alle 3 Bände in einer Folge gelesen haben.

Im Sommer des Jahres 1800 hatte H. v. *Collin*

in seinem Innern die Grundsätze des Trauerspiels sich rein entwickelt und in sich festgesetzt. Sein Bestreben war, zu zeichnen den Sieg der innern Willensfreyheit des Menschen über den Andrang der äussern Naturnothwendigkeit. Hierin aber unterschied sich seine Ansicht wesentlich, dafs er jenen Sieg der Willensfreyheit als den Haupt- und Lichtpunct des Trauerspiels betrachtete, während die meisten Kritiker und Dichter, in jener Zeit der unbedingten Verehrung der griechischen Meisterschaft, das hauptsächlichste Gewicht auf die im Aufsern des Daseyns sich zeigende Übergewalt der Naturnothwendigkeit oder des Schicksals legten. *Damals aber, als Collin seine Ansichten über diesen Zweig der Kunst vollendete, wufste er noch nichts von den ähnlichen Bestrebungen Anderer auf demselben Gebiete.*"

Die erste Frucht seines Geistes war nun Regulus, dem er alle seine, von Berufsgeschäften nicht entrissenen Stunden widmete: „er schien ganz allein seinem Werke zu leben, und alles, was er nur als heilig und ehrwürdig erkannte, in dasselbe niederlegen zu wollen. — Derjenige, welcher diefs Gedicht wahrhaft auffafst, hat damit zugleich auch das Gemüth des Dichters, und zwar ein der Ehrfurcht würdiges, kennen gelernt. Jene Hinopferung seiner selbst für das Wohl des Staates, jene tief gefühlte Unterordnung des eigenen Glückes unter das grofse allgemeine des Bürgervereins, die hohe Bedeutung endlich, welche die Idee der Pflicht in dem Werke erhält, ist durchaus nur der Ausdruck seines eigenen redlichen frommen Gefühls, der Spiegel seines für Menschenwohl und Beglückung warm schlagenden Herzens." Wie schon oben bemerkt, spricht sich diefs reine und edle Gefühl in allen seinen Werken aus, und umgibt seinen gelehrten und Dichter-Ruhm mit einem Kranze, den nur ein verderbtes Zeitalter ihm absprechen oder verringern könnte.

„Vorzüglich war es vaterländische Tugend, — fährt sein gehaltvoller Lebensbeschreiber fort — welche den Dichter des Regulus begeisterte. Nicht darum war es ihm zu thun, ein Gemälde republikanischer Gröfse aufzustellen, wohl aber jene Erhebung des Menschen zum höchsten Seefenadel, die Frucht des Bürgervereins, in einem würdevollen Bilde zu entwerfen. Es sollte ein Werk seyn, tragisch durch das Loos des sich opfernden Helden, glanzvoll durch Hoheit des Bürgersinnes, nicht blofs in dem Fallenden, sondern auch in jenen Zurückbleibenden, für die er sich opfert. Aus dem tiefen Schmerze beym Scheiden des väterlichen Volksfreundes sollte die höchste Freude über die Macht der Tugend, welche die Pflichterfüllung allen scheinbaren Gütern des Lebens vorzieht,

schimmernd hervorblühen und die Gemüther beruhigen. Auf diese Art glaubte er den hohen Beruf des Dichters überhaupt, insbesondere jenen des Tragikers ganz und vollständig erfüllt zu haben. Die Gröfse des römischen Volkscharakters in den früheren Zeiten der Republik begeisterte ihn nicht allein zur Darstellung der würdigsten Gesinnungen, sondern eben so sehr zu dem vollendeten Ausdrucke derselben in einer, an Kraft, innerer Haltung, und männlicher Rundung sich stets gleich bleibenden Sprache. Schwulst, Übertreibung jeder Art, mußte dem Werke fremd bleiben; denn es war nicht die Frucht aufbrausender Jugendhitze, sondern männlicher, tiefgefühlter Begeisterung. Nicht Ausflüge in ein unbestimmtes Reich der Phantasie waren darin gewagt worden; vielmehr wollte der Dichter das Leben selbst und dessen Pflicht würdigen. Diese Würdigung des Lebens nun und seiner Pflichten blieb auch in der Folge das bewegende Princip der Collin'schen Tragödie, und man darf sagen, er habe in diesem ersten, zur Zeit seiner Reife gedichteten Werke, die Keime alles desjenigen niedergelegt, was ihn während seiner ganzen dramatischen Laufbahn zu poetischen Erzeugnissen begeisterte."

Der in Verbesserungen unermüdete Dichter hat bis an seinen Tod sich bemüht, diefs erste Stück seiner Muse auszufeilen, und vieles sehr glücklich geändert. Auszuzeichnen finden wir auch noch, dafs der Regulus reich an tiefgedachten Sprüchen ist, die sich leicht und anmuthig in das Ganze schmiegen, und nie, wie diefs bisweilen bey andern Dichtern wohl geschieht, grell gegen die übrige Dichtung abstechen, und zu beweisnen scheinen, dafs der Dichter diesen Sprüchen mit Austrengung nachjagte.

Das zweyte Werk II. v. Collin, der Coriolan, erscheint uns, bey vielen kräftigen und gediegenen Stellen, doch von minderem Werthe als der Regulus, welcher vielleicht mehr in dem unstreitig sehr schwierigen Stoffe, als in der Art der Behandlung, die im ganzen sehr kunstreich ist, liegt. Die Theilnahme, welche Coriolan zu erregen im Stande ist, ist immer schwankend. Veturia und Rom fordern eine gröfsere Theilnahme, und nehmen sie sich vorweg, und daher glauben wir, kommt besonders der Abfall des fünften Aktes, der, wenn auch keineswegs an und für sich überflüssig, durch die nunmehr ganz befriedigte Theilnahme, — Veturia und Rom haben den abtrünnigen Sohn besiegt, er sühne, wie er es vermag, sein Vergehen, — die sich vom Coriolan abwendet, minder anziehend erscheint und hinreift.

(Der Beschluss folgt.)

Wiener Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 82.

Freitag, den 14. October

1814.

Schöne Wissenschaften.

*Heinrich J. von Collins sämtliche Werke. (Be-
schluß.)*

Eine jegliche Vergleichung mit dem früheren Werke eines andern Meisters halten wir fast immer für unzulässig, indem ein jedes Werk wohl an und für sich nur rein betrachtet werden kann. Um so mehr ist dieß bey diesem Stücke der Fall, da Collin (S. Bd. VI. S. 366) den Shakespeare'schen Coriolan früher, ehe er seinen C. schrieb, gar nicht kannte, und wir stimmen ganz der Lebensbeschreibung bey, wenn es dort heißt: „und so, durchaus auf sich selbst begründet, kann es als ein eigenenthümliches Werk, reich an selbstständigen Vorzügen, auch neben jener Schöpfung eines Ehrfurcht gebiethenden Genius bestehen, ohne von ihr, mit der es nichts gemein hat, durch Vergleichung niedergedrückt zu erscheinen.“

Die den ersten Band beschließende Polyxena scheint uns ein am wenigsten gelungenes Werk des Dichters zu seyn, wenn er es auch selbst (Th. VI S. 375) noch in späterer Zeit für sein gelungenstes erklärte. Selten hat der Künstler über seine Werke ein ganz richtiges Urtheil; er sieht nur den Fleiß, die Liebe und Mühe, welche er auf ein Werk gewendet, und überredet sich nun leicht selbst von einem glücklichen Gelingen. In dem Werke selbst liegt etwas Zurückstossendes, Kaltes, welches wohl seinen Ursprung in einer nicht ganz glücklichen Auffassung des griechischen Geistes der Heldenzeit haben mag, das schroff und hemmend auch jederzeit in die Darstellung treten und sie weniger gefällig machen muß. Kalt und fremd tritt auch hier oft der spruchreiche Vortrag ein, immer blickt der Dichter vor, nicht freundlich umfaßt uns das Ganze; und wenn (S. 318) Klitandra zum Chore sagt:

Von allem Unglück drücket doch am schwersten
Der Tod des Gatten, den man herzlich liebt,
Zehntes Heft,

so verschwindet aller Zauber der Verwirklichung und Versetzung in die Heldenzeit und wir sehen nur den Dichter vor uns. Nicht minder erscheint dieser in den Reimen, die (S. 333) dem Kalchas ent-schlüpfen:

Mein Auge dunkelt, meine Kniee wanken; —
Los will der Geist aus seines Kerkers Schranken!

Mit dem, was Th. VI S. 381 in der Lebensbeschreibung über den Chor und das gleichmäßige Sprechen desselben gesagt wird, können wir nicht übereinstimmen, würden uns aber doch durch diese gelegentliche Abschweifung zu weit geführt sehen, und behalten uns daher unsere Ansicht für eine andere Gelegenheit vor, die sich bald darbieten möchte.

In einem höchst glücklich gewählten Stoffe sehen wir Th. II. Collin aus der alten Geschichte in die neuere übertreten, und die Schwierigkeiten, welche sich bey Dichtungen aus der neuern Geschichte entgegenstellen, auf eine sehr geschickte Weise besiegen. Das glückliche Auffassen und Darstellen eines Gemüths, das durch Liebe, Ehre und Gottesfurcht begeistert und davon erfüllt wird, macht uns dieß Stück besonders werth und es eröffnet auf eine würdige Art den zweyten Band. Predarias könnte selbst minder schroff und abschreckend dem Balboa gegenüber stehen und dennoch würde Balboa herrlich und hoch erscheinen. Der Anstofs, den man in diesem Stücke am letzten Aufzuge nehmen kann, ist von Heinrich v. Collin selbst gefühlt und anerkannt worden.

Ergreifend ist das zweyte Stück des Bandes, Bianca delle Porta, in welches Heinrich v. Collin, nach den Stürmen, welche das österreichische Kaiserthum und Deutschland im Jahre 1805 erschütterten, „alle seine schmerzlich aufgeregten Gefühle der Vaterlandsliebe und nationaler Selbstständigkeit niederzulegen hoffte.“ Sichtbar ist der darauf verwendete Fleiß, die angestrenzte Bemühung, das reife Forschen, aber wir vermissen den warmen Lebenshauch der besonders durch alle die

Werke gehen muß, welche in die romantische Zeit fallen, der eben fest und sicher die neuere Zeit von der alten scheidet. Uns scheint mehr in der Bianca della Porta das Streben, als der glückliche Erfolg des Strebens zu rühmen, wir sehen in ihr mehr eine mit gelehrtem, männlichem, als mit dichterischem Geiste gelungene Auflösung des vorgezeichneten Planes, und glauben so die Ursachen des Erfolges zu entdecken, der dieses Stück auf einigen Bühnen gehabt hat, indem es weniger ansprach, als man zu glauben sich berechtigt hielt.

Nicht die vielfältig hier und dort immer erneuten Spielereyen, in denen man, als geistreiche Männer den ersten Ton angaben, das Wesen des Romantischen zu erkennen glaubte und doch zuletzt nur nach einer leeren Form fortgesetzt haschte und sich in ihr ängstlich bewegte, vermessen und verlangen wir, sondern das Lebendige, die dichterische Fülle, welche das Romantische zu dem macht, was es ist, und wohl dem Kundigen nicht näher bezeichnet zu werden braucht.

So herrscht gewiß im dritten Stücke, dem Mäon, ein unstreitig größeres dichterisches Feuer, wogegen anderntheils das Charakteristische, welches sonst C. vor allem so fest zu halten weiß und bemüht ist, mehr flutet und schwankt, aber hier führte auch schon der Plan den Dichter weiter, als in seinen andern Dichtungen, die mehr in das Leben des Staats, als in das Reich des Geistes eingreifen sollten. Von dem Mäon sagt der Dichter selbst in seinen zerstreuten Blättern (Bd. VI S. 80) daß er nur ein Zweig einer mächtigen Dichtung in drey Abtheilungen ist. Er sagt: „Ich habe nun zum Stoff meiner Darstellungen die Zenobia von Palmyra genommen. Ich habe die Anlage auf drey, jedoch ganz für sich bestehende, Stücke gemacht. Das erste, Mäon, ist bereits vollendet und aufgeführt. Das zweyte wird Longins Tod seyn, das dritte Zenobia in Tivoli, wo sie die Beruhigung im Schoofse des Christenthums findet. Im ersten Stücke soll sich die Kraft der Platonischen Philosophie in einem jugendlichen, im zweyten in einem reinen Gemüthe zeigen, und von letzterem der Übergang zum Christenthum sich natürlich ergeben. Ich will bey dem zweyten und dritten das Todte, Unerfreuliche, Unmenschliche einer herzlosen, aufgezogenen Staatsmaschine am römischen Staat unter Aurelian darstellen, und die Nothwendigkeit einer energischen, aus dem Herzen kommenden Regeneration.“

Aus diesem Plane sehen wir auch, warum uns Mäon in dem Stücke, dem er den Namen gab, nicht ganz befriedigend anzieht, woher die Spaltung in der Neigung für die auftretenden Personen sich herschreibt. Zenobia, nach der auch das Ganze benannt werden sollte, ist es, die am meisten

unsere Aufmerksamkeit an sich zu binden weiß, Mäons Schicksal ergreift uns nicht so sehr und daher mag es wohl rühren, daß das Stück bey der ersten Aufführung ziemlich kalt aufgenommen ward, und besonders auch Phylisibis wenig befriedigte, da sie es ist, die besonders mächtig den Blick immer auf Mäon, ihren Sohn, zu leiten trachtet.

Den Plan, den Makbeth in ein großes Singspiel umzuarbeiten, halten wir für einen ganz verunglückten und man sieht auch, der Dichter selbst hat ihn bald fahren lassen, denn wir erhalten nur wenige Auftritte und zwar gerade die, welche in dem Urstücke selbst schon zum Singspiele sich neigen, die Hexenauftritte. Das wenige, was sich daran schließt, scheint den Dichter selbst von der Unzulänglichkeit seines Planes überzeugt zu haben.

Den dritten Band beginnen die Horazier und Curiazier, ein Stück, das wir, unsers Erachtens, zu den vorzüglichsten seiner Bühnendichtungen rechnen. Indem wir dieses Trauerspiel reicher an dichterischen Schönheiten halten, als die meisten seiner früheren, — da es ganz der erste Hinwurf tiefer Gefühle ist, und wie aus einem lebendigen Gufs gearbeitet wurde; denn der Dichter arbeitete nur 14 Tage daran und es ist sein Schwanengesang, — sehen wir aber auch wieder, wie er sich mit Leichtigkeit und Anmuth in dem Gebiete bewegt, welches ihm am meisten zusagte, der römischen Geschichte; denn wir möchten behaupten, daß seine ganze Ansicht des Trauerspiels und der Bühnendichtungen überhaupt, an der römischen Geschichte sich aufrankend, gereift war. Auf eine kühne und treffliche Art weiß der Dichter den schwierigen, vielfach verschlungenen Stoff der Horazier und Curiazier, welcher besonders der Bühne zu widerstreben scheint, sich anzueignen und zu behandeln, und in keinem seiner Stücke möchte er den Gegensatz, der oft zwischen dem Leben des Staats und des Staatsbürgers erscheint, stärker gegen einander gesetzt und doch genügender und gelungener in einen wohlklingenden Verein zu bringen gewußt haben. So müssen auch besonders die letzten Auftritte des 5. Aufzuges auf dem Forum von großer Gewalt seyn. So viel uns bekannt, machte erst ein Bühnenvorsteher den Versuch, dieß Trauerspiel zur Darstellung zu bringen, eine unverzeihliche Nachlässigkeit der andern.

Das große Singspiel Bradamante, zwar von Reichard in Musik gesetzt, aber bis jetzt auch noch nicht öffentlich erschienen, mag zur Darstellung mannichfache Schwierigkeiten darbieten, muß aber, bey gefälliger Musik, durch die Annehmlichkeit des Gedichts und die darin aufgewendete Pracht, einen nicht kleinen Eindruck machen. Und dieß um so mehr, da es sich auf eine würdige Art

vor den sonstigen Singspielen als ein wahres Gedicht auszeichnet.

Die beyden letzten Stücke dieses Bandes, zwey Schauspiele, die ersten Versuche des Dichters aus sehr früher Zeit, Julie von Billenau und Kindespflicht und Liebe, gehören so ganz der Isfländerey an, bewegen sich so ganz in dem niedern Kreise der Dichtkunst, der unsere Bühne in solchen Verfall gebracht hat, und entsprechen so wenig den spätern Dichtungen des Verfs., daß wir nicht mit der Ansicht übereinstimmen können, welche diesen Dichtungen unter Collin's gediegenen Werken einen Platz vergönnte. Sie hätten wohl billig, als frühe verunglückte Versuche, der Vergessenheit übergeben werden können.

Im vierten Bande erhalten wir Collin's lyrische und epische Gedichte. Es gab und gibt noch viele, die Heinrich v. Collin mehr rednerische als dichterische Gaben zusprechen wollen; wir glauben, sie auf diesen Band der Collin'schen Werke verweisen zu können, um sie eines bessern zu belehren, da in ihm Collin wohl auf jegliche Weise als Dichter erscheint. Unlängbar ist, daß C. eine große rednerische Gewalt besaß, die besonders in seinen Stücken, deren Stoff aus der römischen Geschichte entlehnt ist, als an dem ihr zukommenden Orte hervortritt, aber nicht minder besetzt ihn auch ein hochloderndes, dichterisches Feuer, das aus allen seinen Werken spricht. Nur eine vorgefaßte Ansicht, eine einseitige Erkenntnis, welche beyde so viel vermögen, konnten daher so mannichfache oft widersinnige Urtheile über H. v. C. hervor bringen, und man weiß, wie schwer zerstörbar eine einmal eingedrungene Ansicht ist. Wie hätte der Verstorbene so viel Treffliches dichten können, wenn nicht seine dichterische und rednerische Gabe in einem so erfreulichen Wechselverhältniß gestanden hätten?

Das Gedicht: Einsamkeit und Welt, welches die Sammlung eröffnet, und während verhängnisvoller Tage des österreichischen Staats im J. 1809 gedichtet ward, strömt ganz aus einem Gemüth, „welches in düstere Schwermuth versenkt und kaum fähig, sich unter der Last des über das Vaterland herein gebrochenen Unglückes aufzurichten ist.“ Eine besondere Berücksichtigung verdient das Gedicht auf Herzog Leopold von Solothurn, in dem, wie die Lebensbeschreibung uns sagt, H. v. C. seine ehemalige Art der Dichtung veränderte, „und wenn er vorher bloß nach idealer Schönheit in seinen lyrischen Dichtungen rang, so war jetzt das unzweydeutige Streben, die Schönheit der Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens aufzufassen, unverkennbar.“ Diefß geschichtliche Gedicht verbunden mit dem: Kaiser Max auf der Martinswand in Tyrol, rechnen wir zu den vorzüglichsten, die

wir in dieser Gattung besitzen und besonders übertrifft Kaiser Max ein neueres Gedicht über denselben Gegenstand in dem Taschenbuche der Sagen und Legenden bey weitem, da schon die mit Kunst gewählte Versart das Schauerliche und Furchtbare auf eine bedeutende Art vermehrt, auch dem Ganzen ein alterthümliches Ansehen gewinnt. Ein drittes hierher gehöriges treffliches Gedicht werden wir sogleich weitläufiger erwähnen.

Die Beförderer und Begründer einer weiteren Erkenntnis des Mittelalters und seiner Erzeugnisse müssen hoch erfreut werden, wenn sie aus der Lebensbeschreibung Collin's erfahren, wie gerade damals dieser rege gewordene Eifer auch auf Heinrich v. C. einwirkte, und wir glauben diese Stelle hier abgekürzt erwähnen zu dürfen, da sie Einwirkungen enthält, die sich wohl in manchem andern Gemüthe wiederholt haben mögen. „Bey seinem fortgesetzten Studium der neueren Poesie — ging ihm auch die Schönheit der neueren Welt klar und deutlich auf, und er hatte nicht mehr jene unbedingte Vorneigung für das Antike, die ihm vorher eigenthümlich war.“ Einige seiner damaligen Gedichte zeugen „von seiner glühenden Liebe zu der vaterländischen Art des Lebens, die er gern den Enkeln bewahren wollte. Diese seine neuesten Ansichten wurden durch das in v. d. Hagens Bearbeitung der allgemeinen Kenntnis übergebene Lied der Nibelungen ganz fest gestellt. Seit lange hatte kein Werk einen so tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht, als dieses ehrwürdige Denkmal der vaterländischen Vorzeit, durch welches ihm eine neue Welt der Gefühle geschenkt, und eine Achtung für deutschen Sinn und deutsches Vermögen eingehaucht wurde, die ihm den Charakter der Nation als den glorreichsten und herrlichsten des europäischen Völkerbundes erscheinen liefs.“

Das Gedicht an Caroline Pichler führt mit Kraft und Würde einige Namen von Männern vor, die an dem österreichischen Dichterkimmel glänzen, und spricht auf eine gefällige Art das Lob einer geistreichen Frau aus, indem es zugleich ein kunstliebendes Geschlecht erhebt. — In dem Gedichte Marie H. finden wir den Namen Marie auf eine dem gewöhnlichen Sprachgebrauch fremde Art betont. — Das Gedicht: meine Freunde, besingt auf eine edle und schöne Art die Freunde des Dichters, welche 1809 in den großen Kampf zogen. Vortrefflich ist das Gedicht: Kaiser Albrechts Hund, in Hinsicht der Wahl des Stoffes und der Behandlung nach ächtem alten deutschen Schrot und Korn, mit all der Einfachheit, Würde und Kraft jener alten Zeit. Wir können uns nicht erwehren, eine Stelle zur Probe auszuzeichnen, die wir auch wohl auf jetzige Zeit anwenden möchten, indem wir für einen Theil, Habsburg, das ganze Deutschland setz-

ten, und so einen Wahlspruch deutschen Volkes aus diesen Reimen machten:

Und: Habsburg (Deutschland) kann nicht sinken, wenn seine Söhne sich

So brüderlich stets lieben, so fest, so inniglich,
Und wie die Feinde drängen, und wie der Meuter bellt;
Ihr, Brüder, stellt euch siegend entgegen einer Welt!

Wie die alten Dichter ihre Lieder schlossen, so schließt auch hier der Dichter:

Die Mähr hat mir erzählt ein glaubenswerther Mann,
Der Hortenburger Hormayr, und lag mir dringend an,
Sie ohne Schmuck zu bringen in Reime deutscher Art,
Ich that es recht von Herzen, es fiel mir gar nicht hart.

Gar herrlich, mit tief eindringenden Worten hohen Sinnes geschmückt, ist das Gedicht *Schicksal und Freyheit*, erhebend über den tiefen Abgrund der Zeit, in welcher es gedichtet ward, freudige Blicke auf die Zukunft eröffnend, die jetzt die Wirklichkeit geworden:

Und es zerfiel des Eroberers Bau! —
Die geretteten Völker,
Sich näher gerückt, erhielten gesellig
Frohen Verkehr. — Das wollte der Vater!

Dringend ruft es uns aber auch zu: bewahrt in Einigkeit und Treue, was ihr errungen.

Mit viel dichterischen Schönheiten tritt das Oratorium: *Die Befreyung Jerusalems*, auf, dessen erste Abtheilung der Verstorbene nur vollendete, dessen zweyte Abtheilung sein Bruder ergänzte, da ein bekannter und geschätzter Tonsetzer die Worte des Dichters durch die Musik verschönte und lebendig machte. Unbekannt mit der Musik, erlauben wir uns eine Bedenklichkeit. Was dem Dichter vergönnt ist, ja zu einer bedeutenden Schönheit gereicht, die sinnige Wiederholung früherer bedeutender Worte, dieß legt dem Tonsetzer Fesseln an und beengt ihn sehr. Bedeutend und schön schließt die zweyte Abtheilung wie die erste Abtheilung schloß. Wie muß der Tonsetzer dieß geschickt, besonders an einer so wichtigen Stelle, die alle Kraft vorzüglich zusammenfassen muß, und keine Wiederholung verstattet, gelöst haben?

Höchlich ist zu bedauern, daß Collin sein großes Werk, das Heldengedicht Rudolph von Habsburg nicht ausführen konnte, und uns nur gehaltreiche und treffliche Bruchstücke hinterließ. Bey dem Feuer und dem Geiste, mit welchen die ersten Proben hingeworfen sind, liefs sich von der Kunstfertigkeit und dem unermüdelichen Eifer des

Verfs. etwas Vortreffliches mit der Zeit erwarten; nun ist leider die Hoffnung, auf diese Weise die deutsche Literatur wieder bereichert zu sehen, geschwunden, und nicht so leicht möchte hier ein anderer Dichter den Faden wieder aufnehmen, wenn der erste mit Tode das Feld geräumt hat.

Was gegen die Proben zu sagen ist, hat der Verf. der Lebensbeschreibung nicht vergessen, aber mit Recht bemerkt, daß sie nur flüchtig hingeworfen waren, um sich vorläufig eine Idee der Behandlung des Ganzen lebhafter zu verdeutlichen. Gar manches würde sich wohl anders gestaltet haben, auch:

Jetzt die Leyer von Elfenbein, mit Golde gezieret,

würde wohl, als nicht Deutsch, wie manches andere, das in Gedichten des Alterthumes seine Begründung fand, gewichen seyn.

Anfangs hatte C. den Plan, „dieses Heldengedicht im Versmaße des Nibelungenliedes zu schreiben, und sein Bruder sah eine Probe, die Scene darstellend, wie Rudolph in Ermangelung des Zepfers zum Kreuze greift, und die beschämten Churfürsten ihm erschrocken huldigen.“ Diese Probe ist leider verloren gegangen, ihre Bekanntmachung würde sehr erfreulich gewesen seyn; denn wenn auch gleich Collin das Wesen und den Bau des Nibelungen-Verses nicht ganz gefaßt hatte, eine Bemerkung, die wir uns von dem darin versuchten Liede: Kaiser Albrechts Hund, bis hierher aufbehalten hatten, da er zu peinlich in Abwägung der Sylben war, und die wohlklingende Freyheit nicht erreichte, die eben vor jeder Einförmigkeit, selbst bey dem längsten Gedichte, bewährt, und dasselbe wohlklingende Wechselspiel erzeugt, das im Hexameter so anspricht, (wie dann auch besonders von ihm nicht beachtet wurde, daß der vierte Vers in der Regel der längste ist), so würde doch dadurch der Beweis geliefert seyn, wie trefflich wirkend dieses Versmaße auch in neueren Gedichten ist. Der Vers der Nibelungen ist der unstreitig vorzüglichste Vers zu deutschen Heldengedichten, worauf sein gleichförmiger, langschwebender Gang, dem Hexameter am nächsten kommend, auch hindeutet. Erst die spätere Zeit brach die viere in acht Verse, und benahm ihnen alle Würde.

Das Jahr 1809, einzig und hoch ausgezeichnet in der Geschichte Österreichs und Deutschlands, begeisterte auch den Dichter zu Wehrmannsliedern, von denen einige zu dem Trefflichsten gehören, was je für Krieger gedichtet worden ist, andere in gefälliger, singbarer Gestalt tief sinnige Lehren aufstellen, wobey wir nur an folgende Strophe des ersten Liedes erinnern:

Welches Volk sich selbst empfunden,
Ward vom Feind nie überwunden;
Welches Volk dem Tod sich weihet,
Wird vom Siege stets erfreuet. —
Alles opfert hohem Streben:
In dem Tode liegt das Leben! —

Gar herrlich und erschütternd sind der Kriegeseid und das Gebet; freudig und ermuthigend ist vorzüglich Wehrmannslust; und auch in den andern findet sich noch manches einzelne Schöne, wenn auch einige den Wünschen nicht entsprechen mögen, da es auch wohl zu viel verlangt ist, von einem Dichter ein ganzes Bändchen Kriegsgesänge vor dem Kriege zu erwarten, wo nicht der Verlauf des Krieges und die einzelne That erfüllt und begeistert.

So viel wir wissen, sind diese Wehrmannslieder fleissig gesungen worden, es müssen also passende Singweisen dazu da seyn; denn ohne diese ist das glühendste Kriegeslied doch nur eingemaltes Feuer.

Den Beschluß dieses Bandes machen die Trauergedichte, welche auf C's frühzeitigen Tod erschienen. Hierunter scheinen uns die beyden gelungensten das Gedicht der Frau von Pichler, und das kleine Spiel in Versen von Matthäus von Collin zu seyn, die beyde auf eine sehr würdige, gemessene Art das Andenken bewahren und an ihn erinnern.

Den vierten Band füllen die Aufsätze in ungebundener Rede, unter denen wir auch mehrere auszeichnen zu müssen glauben. *Die aphoristischen Gedanken über verschiedene Gegenstände der dramatischen Kunst* führen wir nicht darum an, weil wir sie unbedingt unterschreiben, sondern darum, weil sie zu einer Fülle von Betrachtungen, Untersuchungen und Entwicklungen Anlaß geben können, da bey nahe ein jeder Absatz zu der Überschrift eines Kapitels dienen könnte. Einzelnes hat der Verf. selbst in den folgenden Aufsätzen ausgeführt.

Der Aufsatz, *über das Lustspiel*, enthält viel Durchdachtes und aus dem Leben treffend Aufgegriffenes. Wer verkennt z. B. in folgender Stelle einen berühmten Schauspieler, den der Verf. nur im Vorübergehen sah, weshalb es zu bewundern ist, daß er ihn so treffend schildert: „Daß auch große Schauspieler sich eine Zeit lang in solchen Stücken (den Familiengemälden und unserm weinerlichen Lustspiel) gefallen konnten, ist ganz natürlich. Bey den Dichtungen ist ihr Spiel durch den Text scharf angegeben und bestimmt, bey diesen aber mußten sie erst durch ihr Spiel den Text zur Dichtung erheben, und fühlten sich natürlich in dieser freyen Willkür noch grösser. *Aber das*

hätten sie nie gekonnt, wenn sie sich nicht die Fertigkeit, selbst die Gemeinheit zu veredeln und zu idealisiren, schon aus der frühern Epoche erworben hätten. Man soll nicht vergessen, daß unsere alten großen Schauspieler sich nach den Franzosen gebildet haben. Vor Unnatur und Übertreibung bewahrte sie deutsches Temperament und die Einführung Shakespears.“

Diese sehr richtige Bemerkung des Verfs. in der gesperrt gedruckten Stelle bewährt sich auch wieder darin, daß alle die Nachbeter, oder vielmehr Nachtreter und Nachspieler jenes großen Künstlers, den wir im Auge haben, nicht allein wegen ihrer Nachäffung, sondern wegen des gänzlichen Mangels der Idealisierung, in die größte Gemeinheit oft fallen, und ganz widerlich werden.

Aus dem Gespräche Arist und Euphranor müssen wir folgende Stelle mit einer Bemerkung anführen: „O mein Freund! aus dem, was sie sinnreich einwarfen, folget doch nichts anders, als daß auch der beliebteste Dichter unter der brausenden Volksmenge, die sich erwartend vor den Vorhang dränget, nur ein kleines Publikum zählet, so er *das seine* nennen kann. Jenes nämlich nenne ich das seine, welches aus dem Gesichtspuncte die Darstellung betrachtet, wie er sie betrachtet wissen will, welches mit der erhebenden Stimmung von der Bühne in's Leben zurückkehrt, deren Erweckung sein glühendes Bestreben war. Doch immerhin! Sey auch das Häufchen noch so klein, wäre er auch nur *Eines* gewonnenen Menschen sicher: er hat einen herrlichen Lohn erhalten.“ Diese Worte unsers Dichters, die ganz aus seiner Seele flossen, sind es eben, die ihn bewogen, das Unedle zu fliehen, und strenge an alles Edle, Große und Herrliche im Menschen sich zu halten, und dieß zum Vorwurfe seiner Dichtungen zu machen.

Wer so das Eulengeschrey der Menge kennt und würdigt, der wird immer ein treuer Freund des Edeln und der Edeln bleiben; wir glaubten daher dieß Glaubensbekenntniß des Dichters, besonders der Betrachtung und Beachtung auszeichnen zu müssen, indem es sich an Ansichten schließt, mit denen wir begannen und auch wieder enden müssen.

Wollten wir all dasjenige anführen, was der Auszeichnung würdig erscheint, so würden wir die Gränzen einer Anzeige zu sehr überschreiten, wir müssen uns daher begnügen, nur einzelne Stellen anzuführen. In den durchdachten *Briefen* über die Versification des ernstern Drama finden wir besonders die Anführung des allgemein gültigen Schlusses hier zu bemerken werth. — „Aber da die Menge davon keine Notiz nimmt, und lieber die Irrthümer verständiger Männer immerfort

nachbetet, weil sie ihrer Bequemlichkeit und Gemeinheit schmeicheln, muß man auch nicht ermüden, sie aus dem Schlafe aufzurütteln, und ihr diese Wahrheiten so laut, so oft, und so lange in's Ohr zu rufen, als sie ein Wort zu ihrer Zeit bleiben wird. — *Jeder thue das Gleiche in seinem Kreise, nach seinem Berufe. Denn wahrlich, das Zeitalter, in dem wir leben, ist nicht gemacht, im Schlummer dumpf hinzubrüten, und die Hände fort hin in den Schoofs zu legen. Klar muß man sehen, kräftig muß man handeln, vorwärts muß man schreiten.* — Warum verhalten so manche Worte, besonders die folgende Stelle aus der *Bruderslade zum Apollo*, immer in leerer Luft? „Wer sich fernerhin unterfängt, das echte reine deutsche Korn mit gallischem oder anderem fremden Zeuge ohne höchste Noth zu mischen, sey es in reimlosen oder gereimten Versen, bey ernster oder leichter Arbeit, dessen Name wird ohne Gnade, als der Name eines Verächters echtdeutschen Schrots und Korns zur allgemeinen Hohnlache genagelt. (Wie man falsche Geldmünzen auf den Ladentisch nagelt.) Die Meisten wollen für die Zukunft lieber die Gelegenheit vermeiden, wo sie solche Armuth darthun würden.“

Das Bruchstück (Fragment, wie darüber steht, müssen wir nageln) über Ifflands und Bröckmanns Darstellung des Königs Lear möchte eine lange Auseinandersetzung, die aber nicht hierher gehört, verdienen, da mancher tüchtige Schauspieler dem Ifflandischen Schauspiele *leider* folgt, das unstreitig *durchaus falsch* ist, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß die falsche Ansicht Ifflands meisterhaft von ihm durchgeführt wird. Im Gefühle des mangelhaften Sprachumfangs und körperlicher Kräfte mußte er auf's äußerste haushälterisch mit Stimme und Geberde umgehen; so entstand die mit größter Folgerechtigkeit durchgeführte Darstellung. Des Dichters Absicht gab dagegen Brockmann und alle, die den heiteren kräftigen Geist darstellen.

Die *Ideen zur Verbesserung der Wiener-Bühne* zeichnen sich durch ihre große Zweckmässigkeit aus, sind auf tiefer Kenntniß der Bühne und ihrer Leiden gegründet. Wenn auch für eine einzelne Bühne bestimmt, die zu den wichtigsten Deutschlands gehört, finden doch einzelne Abschnitte bey allen Bühnen Anwendung, so daß wir sie nicht dringend genug allen denjenigen empfehlen können, denen die Einrichtung oder Verbesserung einer Bühne anvertraut wird, und denen es mit ihren Geschäften ein rechter Ernst ist.

Die Bruchstücke des Romans *Wahrmund* möchten wir auch lieber nicht in diese Bände mit aufgenommen sehen, da der Verstorbene mit grossem Fug und Recht die Vollendung nicht unter-

nahm. Wenn er auch kein poetisches Werk liefern, sondern nur seine Ideen über verschiedene Verhältnisse des bürgerlichen Lebens darin niederlegen wollte, so hat doch die Gestalt des Ganzen etwas sehr ungefälliges, besonders sticht oft der Ernst dessen, was der Dichter behandelt, mit der spafshaften Art, mit welcher er die Leser in die Handlung einwebt, grell und unangenehm ab, und das Ganze trägt nur zu sehr den Stempel eines flüchtigen Hinwurfs eines jugendlichen unreifen Planes.

Der sechste und letzte Band beginnt mit zerstreuten Blättern, die aus einer Sammlung genommen sind, welche der Verf. im Herbst 1798 begann, und worin er Gedanken und Meinungen über verschiedene Gegenstände schrieb, bloß zu seinem und seiner Freunde Vergnügen. Größere Aufsätze daraus gab schon der fünfte Band, hier sind nur die kleineren aufgenommen, die an durchdachten, reifen und schnellen geistreichen Betrachtungen reich sind. Wir möchten wünschen, daß bey vielen dieser Bruchstücke der Tag stände, an dem sie niedergeschrieben wurden, um zu sehen, wie die Zeit und ihre Ereignisse auf ihn einwirkten; bey vielen läßt sich genau der Zeitraum der Entstehung nachweisen. Auch hieraus führen wir besonders ein paar Aufsätze an aus dem Abschnitte, der überschrieben ist: „*Allerley, größtentheils über sich und seine Werke.*“ Vor allen bemerken wir hier folgende Stelle: „*Nie will ich dem vergänglichem Zeitgeschmacke huldigen, sondern dem, was ich als schön erkannte, getreu bleiben; so will ich fortfahren, und sollte ein Chor von Journalisten ihr Wehe über mich donnern. Ob ich ihn erreiche, ob mit Verdienst — wie kann ich das wissen? Genug, wenn mir das Bewußtseyn bleibt, — meine Tage in dem Streben nach dem hohen Schönen, das auch wahr, das auch gut ist, verlebt zu haben. Da die Erfahrung lehret, daß immer ein Künstler mehrere erweckt, so ist es noch ein Gewinn für die Kunst, daß die wenigen Männer, welche diesen Namen verdienen, sich in Deutschland zerstreut haben, um nach und nach Talente zu wecken, die sich immer sparsamer zeigen.*“

Wie feinsinnig er in der Wahl seiner Stoffe war, und nur immer das edlere auswählte, zeigt auch folgende Stelle: „*Themistokles wäre ein guter dramatischer Stoff; auch hätte ich hierzu schon einen Plan. Anziehender würde noch das Stück durch den Contrast griechischer und persischer Sitten. Allein mir mißfiel der Zug von Falschheit und Verstellung in seinem Charakter; so liefs ich es liegen, obwohl auch hier durch eine feine Behandlung zu helfen wäre.*“

Die Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides ist eine Übersetzung des kleinen Werkes von August Wilhelm Schlegel, der damit in

ein Wespennest gestochen hatte, und im Journal de l'Empire heftig angegriffen wurde. Diesen Angriff, mit Widerlegung hin und wider, übersetzte v. Collin auch. Von dem Ganzen wird hier die bloße Erwähnung genügen, da wir noch etwas Wichtigeres zu betrachten haben.

Dies ist der Aufsatz: *über Heinrich v. Collin und seine Werke*, von dem Bruder des Verstorbenen, der auf jegliche Weise eine Auszeichnung verdient, da wir das Leben und die Gesinnungen des Verewigten aus den sichersten Quellen geschöpft erhalten, und dabey die größte Unparteylichkeit und Anspruchslosigkeit der Darstellung zu rühmen haben. Auf eine sehr geschickte Art weist der Verf. in wenigen Zügen uns immer die Zeit darzulegen, in der Heint. v. Collin, und in welchen Umgebungen er wirkte. Auf das treffendste ist zum Beyspiel die Lage und Einrichtung der deutschen Bühne und ihr trauriger Zustand geschildert. Oft erhalten wir auch wichtige Aufklärungen über die Zeit, in der die einzelnen Werke entworfen und ausgeführt worden, und was dieser wichtigen Winke noch mehrere sind.

Unter vielen heben wir nur die Stelle aus (S. 280), in der die Zeit kurz vor der französischen Staatsumwälzung und den daraus hergesfloßenen traurigen Tagen geschildert wird, die kaum vergangen, doch allzu fern erscheint: „Die Gemüther, durch keine Unglücksfälle der Zeit in ihrem Innersten aufgewühlt, waren jener heiteren Hingebung fähiger, welche die Kunst verlangt; es war überdies das rastlose Umhertreiben nach Gewinn und Verbesserung seiner äußeren Existenz noch nicht bey dem Volke gekannt, und die Geschäfte des Tages ermüdeten daher nicht dergestalt, daß man des Abends nur mehr einer leichten Zerstreuung, die heute größtentheils allein gesucht wird, und nicht vielmehr der gehaltvolleren Erheiterung und Erhebung, welche die Muse schenkt, fähig gewesen wäre. Endlich wurden die Gaben der Kunst mehr durch das Gefühl aufgefaßt, heut zu Tage aber hat klügelnde Kunstrichterey die Unschuld des damaligen Vergnügens vernichtet, und dasjenige, was auf Phantasie und Herz zu wirken bestimmt ist, wird dort vom Verstande, der sich die erste Entscheidung anmaßt, nicht mehr eingelassen.“

Belauschen wir durch diese Lebensbeschreibung nun gewissermassen den Künstler in seiner Werkstätte, und wir haben diese Winke mehrfach in unserer obigen Darlegung benutzt, so thun wir auch tiefe Blicke in Herz und Gemüth des Dichters und bewähren uns das Bild, das wir uns aus seinen Werken selbst gestaltet haben. Collin kannte den Mehrtheil seiner Kunstgenossen, denn, wie die Lebensbeschreibung sagt: „Den Umgang sol-

cher aber, die von der Gelehrsamkeit Profession zu treiben pflegen, mied er, wenn sie sich nicht durch Empfänglichkeit für das Leben und seine Freuden und Leiden auch als echte Menschen, wie er es nannte, erprobten.“

Je mehr wir hin und wieder in dieser Anzeige den Charakter Heint. v. Collin darzulegen gesucht haben, je eher können wir hier alles zusammenfassen, müssen aber doch noch eine Erzählung aus seinem Geschäftsleben anführen, die sein deutschgesinntes Gemüth in den Tagen der Schmach herrlich beurkundet. Als im Jahre 1805 die Franzosen Wien verliessen, ward er Mitglied der Ausgleichungs-Beauftragung, die sich in St. Pölten versammelte: „Als die dort geführten Geschäfte beendet waren, wurde (wie gewöhnlich nach diplomatischen Verhandlungen von den Regierungen den Geschäftsführern Geschenke gegeben zu werden pflegen,) auch ihm eines, und zwar ein beträchtliches, angeboten, er aber weigerte sich schlechterdings, es anzunehmen, ungeachtet man von französischer Seite sich befremdet und beleidigt zeigte; er wollte kein Andenken so trauriger Arbeiten mit sich nach Wien nehmen.“

Betrachten wir so den Dichter in der wohlthuenden Übereinstimmung der Gaben des Geistes und der Fülle des Herzens, so dürfen wir ohne Furcht auf ihn die Stelle aus einem der neuesten Werke (Fantasiestücke in Callots Manier Th. II. S. 213) anwenden: „Niemals werde ich mich davon überzeugen, daß der, dessen ganzes Leben die Poesie nicht über das Gemeine, über die klebrigen Erbärmlichkeiten der conventionellen Welt erhebt, der nicht zu gleicher Zeit gutmüthig und grandios ist, ein wahrhafter, aus innerem Beruf, aus der tiefsten Anregung des Gemüths hervorgegangener Dichter sey. Ich möchte immer etwas aufsuchen, wodurch erklärt würde, wie das, was er verkündet, von aussen hineingegangen sey und den Saamen gestreut habe, den nun der lebhafteste Geist, das regbare Gemüth zur Blüthe und Frucht reifen läßt. Mehrentheils verräth auch irgend eine Sünde, sey es auch nur eine Geschmacklosigkeit, von dem Zwange des fremdartigen Schmuckes erzeugt, den Mangel an innerer Wahrheit.“

Wohlthuend wirkt zum Schlusse des Bandes der Bericht des Herrn Grafen Moritz von Dietrichstein, durch den freundschaftlichen Eifer des Berichterstatters und die regsame Theilnahme des Vaterlandes dem früh verblichenen Dichter ein dankbares Andenken in einem Denkmale zu beweisen, das jetzt in der Carls-Kirche zu Wien prangt, und das Denkmal, das den Dichter ehrt, gereicht so nicht minder dem Freunde und dem Vaterlande zur Ehre.

Und so rufen wir denn noch schließlic mit

dem Bruder des Verstorbenen dem wahrhaft Edlen über seiner Gruft nach:

Ruhe sanft, der fromm gelebt!
Edlem Wirken hingegeben
War einst all' dein reges Streben.
Ruhe sauft, der fromm gelebt!

Volks-Medicin.

Dr. W. J. Schmitts, k. k. Rathes und Professors zu Wien, *Warnungen gegen des Herrn Leibarztes Faust Guten Rath an Frauen über das Gebären*, Wien bey Kupffer und Wimmer 1814. IV und 84 S. in kl. 8.

Der der literarischen Welt rühmlichst bekannte Hr. Prof. W. Schmitt beabsichtigt (S. III) durch vorliegende Bögen, das Publikum auf die irrigen Ansichten aufmerksam zu machen, die ein geachteter Schriftsteller, Hr. Dr. Faust zu Bückeurg, über Geburtshülfe und geburtshülffliche Kunst, über welche die öffentliche Meinung nicht getheilt seyn sollte, in einer Volksschrift verbreitet hat. Volksschriften, welche Einseitiges, Überspanntes, Falsches enthalten, bedürfen eines eigenen sachverständigen Sprechers, der das Volk aufzuklären hat, bevor es aburtheilt und Partey nimmt. Hr. Prof. Schmitt übernahm dieses Amt, weil es ihm verdienstlich schien (was es auch wirklich ist), und weil er ins dritte Jahr auf einen Rechts- und Volkfreund, der es übernommen hätte, vergeblich wartete. Er wollte hier nicht sowohl für Kunstgenossen, als vielmehr für ein profanes aber aufgeklärtes Publikum, und besonders für gebildete Frauen schreiben.

Den Inhalt dieser Schrift scheinen uns drey Hauptgegenstände auszumachen. Zuerst befaßt sich der Hr. Verf. mit der oben im Titel bezeichneten, zu Hannover im J. 1811 herausgegebenen Faust'schen Schrift, insofern sie gegen Geburtshülfe und Geburtshelfer gerichtet ist; hebt die darin vorkommenden, theils einseitigen, theils überspannten, fanatischen Aussprüche und aufgestellten falschen Sätze (z. B. das Gebären sey Werk der Natur und bedürfe deshalb durchaus keiner Kunst; die Geburtshülfe und geburtshülffliche Kunst seyen aber nicht etwa nur überflüssig, sondern selbst verderblich u. s. w.) aus, beleuchtet und widerlegt dieselben sehr gründlich, und berichtigt dadurch vorzüglich Hr. Faust's Begriffe von Gebären, Geburtshülfe, geburtshülfflicher Kunst,

und Geburtshelfern. In letzterer Beziehung beweiset der gelehrte Hr. Verf. (S. 2—50) aus der Geschichte der Völker, und aus alltäglichen Beobachtungen und in die Augen springenden Thatsachen die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Geburtshülfe, wie sie seyn soll, d. i. einer Geburtshülfe, welche nur durch die Natur und mit der Natur wirke, deren Kunstwerk nur Erleichterung, Leitung, Ergänzung des Naturwerkes sey u. s. w.

Ferner beleuchtet derselbe (S. 50—66) die physischen und sogar moralischen (!) Eigenschaften, welche Hr. Faust allen Ernstes an dem von ihm erfundenen Geburtsbette preiset, mit Juvenals Laune, die Ref. hier ganz am rechten Orte findet, da man der Versuchung nicht widerstehen kann, zu glauben, es sey hier hauptsächlich auf die Empfehlung dieses Geburtsbettes, wovon nur die Stadt Bückeurg zwey Exemplare besitzt, abgesehen.

Endlich löset der Hr. Verf. (S. 66—81) die von Faust schlechthin mit Nein beantwortete Frage: „ob die Geburtshülfe ausschließlich den Männern übergeben werden soll? mit gehöriger Unterscheidung der verschiedenen Geburtsfälle, und der dabey nöthig werdenden, theils wohl von Weibern, theils aber mit Grunde nur von Männern zu erwartenden Hülfeleistung. Hierbey wird S. 74 u. 75 ein bedeutender Widerspruch, in den sich Hr. Faust verwickelt, aufgedeckt. — Am Schlusse S. 83 wird Hr. Faust ernstlich vorgehalten, „dafs, wenn die geburtshülffliche Kunst Gebrechen und Irrthümer habe, oder fehlerhaft ausgeübt werde, es des weiseren Mannes, des Gelehrten, des Menschenfreundes anständig und würdig sey, die Gebrechen und Irrthümer aufzudecken, und die Fehler zu rügen, um Kunst und Künstler vollkommener, und für das Menschengeschlecht heilbringender und wohlthätiger zu machen; dafs jedoch solche Verhandlungen vor das Forum der Kunstverständigen, nicht aber in eine Volksschrift gehören.“

Wir finden diese gründlich bearbeitete, und in einem reinen fließenden Style abgefaßte Schrift ganz geeignet, aufgeklärte Leser und Leserinnen, für welche eigentlich, wie schon gesagt wurde, unser Hr. Verf. schrieb, von dem wahren Werthe des sogenannten guten Rathes von Hr. Faust zu überzeugen, die Warnung des Hr. Prof. Schmitt gegen diesen guten Rath bey ihnen hinlänglich zu begründen, ihnen Belehrung und Unterhaltung, und den Kunstgenossen wenigstens letztere zu verschaffen. Hr. Leibarzt Faust dürfte wohl die erhaltene Zurechtweisung genügen, um vor einer zweyten ähnlicher Art auf seiner Huth zu seyn.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 83.

Dienstag, den 18. October

1814.

Philologie.

Mélanges de critique et de philologie; par S. Char-
don de la Rochette. A Paris. 1812. 3 B. gr. 8.

Dieses Werk, das einen in der philologischen Literatur berühmten Namen auf dem Titel verkündet, ist eine Sammlung von literarischen und kritischen Aufsätzen, von denen mehrere schon in gelehrten Zeitschriften, vornehmlich im *Magasin Encyclopédique* erschienen waren. Was wir am Verf. vorzüglich schätzen, ist nicht allein die Fülle von Kenntnissen und der Umfang seiner Gelehrsamkeit, sondern auch seine vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Literatur und seine unparteyische Würdigung derselben.

Der erste Band enthält von S. 1—91 Auszüge aus den griechischen Romanen des Diogenes und Jamblichos nach der Bibliothek des Photios, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen begleitet, in denen sich der Verf. auch über andere Gegenstände oft sehr ausführlich verbreitet, wie über die Geten und den Zamolxis S. 58 ff. Unter den Verbesserungen, die er gelegentlich mittheilt, verdient vorzüglich die eine Stelle im Platonischen Charmides S. 156 E. ed Steph. ausgezeichnet zu werden. Der Verf. verwandelt *ὅτι τὸ ὄλον ἀγνοοῖεν* (wofür Stobaeos τὸ ἄλλου ἀμελοῖεν liest) in *ὅτι τοῦ ὄλον ἀμελοῖεν*, was der Zusammenhang der Rede erfordert; denn es folgt darauf: *οὐ* (dieses setzt im Vorhergehenden τὸ ὄλον voraus) *μη καλῶς ἔχοντος, ἀδύνατον εἶη τὸ μέρος εὖ εἶναι*. Mit den Bemerkungen über die drey Thüren der Alten, die *αἰλειος* oder *προαύλειος θύρα*, die *μέσαντος* und *παράθυρος*, verdient die gelehrte Erörterung in *Schneiders* Epimetr. zu Xenophons Denkwürd. d. Sokrates S. 270 ff. verglichen zu werden. — Von S. 91—120 folgen *Eclaircissements, sur quelques articles de Suidas*, die sich mit der Verbesserung griechischer Epigramme beschäftigen. — S. 121—143: *Explication d'une inscription grecque, en vers, conservée à Aix dans le cabinet de M. Fauris de Saint-Vincens*. In mehreren Verbesserungen

Zehntes Heft.

trifft der Verf. mit unserm eben so gelehrten als geschmackvollen Anthologiker *Jakobs* zusammen. — S. 144—195: *Notice sur l'édition grecque d'Anacreon donnée par l'abbé de Rancé en 1639*. Die äußerst seltene Ausgabe des Anakreon, von welcher uns der Verf. Nachricht gibt, hat den Titel: *ΑΝΑΚΡΕΟΝΤΟΣ ΘΥΙΟΥ ΜΕΛΗ, μετὰ σχολίων Ἀρμάνδου Ἰωάννου Βουθιλληρίου ἀρχιμανδρίτου*. Parisiis, ex typographia Jacobi Dugast, via S. Joannis Bellocensis, ad olivam R. Stephani, 1639. 8. VI. 145 S. — S. 185 ff. theilt er uns biographische und literarische Nachrichten von *Armand-Jean le Bouthillier de Rancé* mit, und handelt von den Ausgaben des Anakreon. S. 196—222: *Dissertation sur deux épigrammes grecques de Philodème* (s. *Herculanens. voluminum quae supersunt Tomus I, Philodemi de musica IV. Neapoli, 1793 ex Regia Typograph. fol.*) — S. 233—307: *Lettre à l'abbé de Saint-Léger sur quelques éditions de l'Anthologie grecque*, ein sehr lehrreiches und für die Freunde der griechischen Anthologie ins Besondere interessantes Schreiben. — S. 308—335: *Sur le Chef-d'œuvre d'un Inconnu* (zuerst erschienen à la Haye, 1714 12). — Von S. 336 an folgen Anzeigen und Beurtheilungen philologischer Schriften, als der *Disputatio historico-critica de Panaetio Rhodio, philosopho stoico*, von F. G. van Lynden, Lugd. Bat. 1812 8.; S. 370—410 der *Anthologia Graeca cum versione latina Hugonis Grotii, ed. ab Hieronymo de Bosch*. Ultraj. T. I. II. III. 1795. 1797. 1798. 4. et fol.; und S. 411 von dem Gedichte *la guerre civile, traduction libre de Pétronie*, par *Jean-Nicolas-Marie Deguerle*, Par. 1798 8.

Der zweyte Theil beginnt mit der Fortsetzung der *Notice sur les Romans Grecs, venus jusqu'à nous*, bis S. 116, worin der Verf. den Lesern auch das Bruchstück des Longos mit Anmerkungen und Verbesserungen mittheilt, das Hr. *Courier* in einer Florentiner Handschrift, die den Xenophon Ephesius und Longus enthält, entdeckt hat. Mit des Verfs. Bemerkungen, die unter dem griechischen Texte stehen, verdient *Eichstaedts* Programm vom J. 1811: *Supplementum Longi Pastoralium ex codice Florentino nuper vulgatum, nunc diligentius editum*

(S. *Becks Acta Seminarii regii et Societatis philologicae Lipsiensis*, Lips. 1812 gr. 8. T. II B. I S. 187—203) verglichen zu werden. — S. 111—140 folgt die Anzeige von *Esguise d'une histoire de la Médecine et de la Chirurgie, traduite de l'anglais de M. W. Black par M. Coray*. A Paris, 1797 8., und von der Corayischen Ausgabe der Charaktere des Theophrastos, Par. 1798 8. Bey Gelegenheit dieser Anzeige berichtet der Verf. manche falsche Angaben, unter andern die von *Siebenkees*, das *Amaduzzi* die vor ihm noch nicht edirten Kapitel (das 29. und 30. in den neuesten Ausgaben) nach den hinterlassenen Papieren des Petroni herausgegeben habe. Parteyisch aber zeigt sich der Verf. für *Amaduzzi*, wenn er von der schlechten lateinischen Übersetzung desselben das Urtheil fällt: „La version latine est écrite avec cette élégance que l'on ne trouve guère aujourd'hui qu'en Italie, et même chez un petit nombre d'Italiens.“ Aus dem Munde eines so gelehrten und auch mit der deutschen Philologie bekannten Mannes ein so verkehrtes Urtheil zu vernehmen, das von Unkenntniß der ächten Latinität zeugt, ist höchst befremdend; doch scheint der Verf. mehr den Freund, als die Wahrheit vor Augen gehabt zu haben. — S. 156 folgt die Anzeige und Beurtheilung der Schneiderschen Ausgabe der Charaktere des Theophrastos. Mit Recht tadelt es der Verf., daß sich Schneider durch den mißverstandenen Ausdruck in der Vorrede *κατὰ γένος* verleiten liefs, die Ordnung, in welcher die Charakterschilderungen in allen Ausgaben auf einander folgen, zu verlassen. Interessant ist es, die Schneiderschen Bemerkungen und Verbesserungen mit denen des gelehrten Coray zusammengestellt zu lesen, und das Urtheil des Verfs. über beyde zu vernehmen. — S. 184—198: *Lettre a M. Millin, en lui envoyant une lettre de Rubens*. — S. 198—221 eine Anzeige des Werks: *Elogio de Antonio de Lebrija, por D. Juan-Bautista Munnoz. En Madrid, 1796 8.* — S. 222—240 eine Anzeige von: *Dionis Cassii historiarum romanarum fragmenta, cum novis earundem lectionibus, a Jacobo Morellio, Bassani, 1798 8.* — S. 241—271: *Notice sur la vie et les écrits de l'abbé Saint-Léger*. — Reich an kritischen Bemerkungen ist die Beurtheilung von Fr. *Jacobs exercitationum criticarum T. II. Lips. 1797 8.* S. 272 ff. — S. 302 folgt *Notice sur Léonard Philaras*, interessant für den Freund der griechischen Anthologie. — S. 333: *Extrait d'une lettre de L. C. d'Ansse de Villosion* (über den Horazischen Vers aus der *Ars poetica*: *Difficile est proprie communia dicere*) und S. 339: *Extrait d'une lettre du même sur quelques usages de l'antiquité et sur la restitution d'un passage grec corrompu* (im J. Chrysostomos, T. VIII. S. 291, ed. Montfauc.) — S. 348: *D. Joannis Steph. Bernard reliquiae medico-criticae, edit. D. Chr. Gothfr. Gruner, Fen. 1795. 8.* Von S. 357

an fügt der Verfasser mehrere Verbesserungen hinzu, die ihm Coray über die drey in jener Schrift enthaltenen Bruchstücke mitgetheilt hat. S. 364: *Lettre a M. Schneider etc. sur un manuscrit qui contient le traité latin de l'empereur Frédéric II, de arte venandi cum avibus*. — S. 373: *Notice des Scholies grecques sur Platon. Scholia in Platonem. Ex codicibus Mss. multarum bibliothecarum primum collegit David Ruhnkenius, Lugd. Bat. 1800. 8.* Verdienstlich ist es, daß sich der Verfasser der Mühe unterzogen hat, zu der Ruhnkenischen Scholiensammlung ein alphabetisches Verzeichniß von den weniger bekannten Schriftstellern zu verfertigen, von denen Bruchstücke in den Scholien anführt sind, deren Werke selbst aber wir nicht mehr besitzen. — S. 445: *Lettre du docteur Coray sur le testament secret des Athéniens, dont parle Dinarque dans sa harangue contre Démosthènes*. Ausgezeichnet zu werden verdient die Conjectur, welche Coray über des Sophokles Oedip. Colon. V. 610 vorträgt, wo er für

Φσίει μὲν ἴσχυς γῆς. Φσίει δὲ σώματος
lesen will:

Φσίει μὲν ἴσχυς γῆς, Φσίει δὲ σώματος.
Eine sinnreiche Verbesserung, die jedoch mehr blendet, als überzeugt; denn einmal ist das Wort *ἴσ* der tragischen Poesie unbekannt, und dann bedarf die gewöhnliche Lesart, selbst wenn wir auf den Sinn sehen, keiner Verbesserung. Der Sinn nämlich ist: es schwindet die Kraft der Erde, d. h. es altert die Natur, und die Kraft des Leibes (d. h., wir selbst auch altern).

Der dritte Theil enthält: *Notice sur la vie et les principaux ouvrages de Jean-Baptiste-Gaspard d'Ansse de Villosion*: ein nicht bloß in literarischer Hinsicht, sondern auch im Allgemeinen sehr lehrreicher Aufsatz. — S. 62: *Lettre de l'abbé de Saint-Léger sur quelques articles du Tome VI des Soirées littéraires, et la Reponse*. — S. 83: *Histoire d'Hérodote, traduite du grec u. s. w. par Pierri-Henri Larcher, 9 B. 8.* eine schöne Würdigung der Verdienste des unermüdeten Larcher um den Herodotos und die alte Literatur überhaupt, und eine vollständige Übersicht seines gehaltvollen Werkes. Wahr und treffend schließt der Verfasser mit den Worten: „Oui, certes, la posterité lui tiendra compte de son zèle infatigable, des recherches immenses qu'il a été obligé de faire pour éclaircir ce qu'il y avoit d'obscur et mettre sans cesse sous la main du lecteur, tout ce qui pouvoit l'instruire en l'amusant. Pour nous, nous lui souhaitons: *Placidam Nestoreamque senectare*.“ — S. 118: *Dissertazione intorno ad alcuni Viaggiatori, eruditi, Veneziani, poco noti, pubblicata da Don Jacopo Morelli, Venezia, 1803. 4.* Der Verfasser theilt von diesem für das Studium der Alterthümer und die Geschichte der Kunst wichtigen Werke, das in den Buchhandel nicht

gekommen ist, einen ausführlichen Auszug mit. — S. 145: *Notice sur la vie de Laurent de Médicis surnommé le Magnifique; traduit de l'anglais de William Roscoe, par François Thurot.* Ein interessanter Aufsatz über jene so einzig denkwürdige Periode der neueren Geschichte. — S. 168: *Lettre de Don Gaetano d'Ancona sur l'idée que les anciens avoient des Marées en général, et de celles du Cratère de Naples en particulier; traduit de l'italien.* — S. 178: *Notice de deux manuscrits, dont l'un contient le texte, et l'autre une traduction française des Comédies d'Aristophane,* mit der Vorrede des P. Labineau, aus dessen Feder die Handschriften geflossen sind. Auch theilt uns der Verf. als Probe die Übersetzung von der ersten Scene der Lysistrata mit. — S. 261: *Lettre a A. L. Millin, sur les manuscrits de J. F. Sequier.* — S. 266: *Dictionnaire des ouvrages Anonymes et Pseudonymes composés, traduits ou publiés en français avec les noms des Auteurs, Traducteurs et Éditeurs, accompagné de notes historiques et critiques, par Antoine - Alexandre Barbier,* Par. 1806, 8. 4 B. — Das Werk beschließt Beurtheilungen und ausführliche Anzeigen von folgenden Schriften: S. 318. *Anecdote littéraire sur Heerkens;* S. 343. *Lettre à A. M. Millin, sur Corneille de Pauw;* S. 347. *Bibliotheca critica V. III. P. III. Amstet, 1805. 8.;* S. 565. *Baisers et Éloges de Jean Second, avec le texte latin, accompagné de plusieurs morceaux de Théocrite et d'Anacreon, de Guarini et de Tasse, traduits en vers français, suivis de quelques Baisers inédits, par P. F. Tissot.* Paris 12.; S. 383. *Histoire des premiers temps de la Grèce, par M. Clavier, 1809. 8.;* S. 391. *Notice biographique sur Léonard Racle, de Dijon, par C. N. Amanton.* Dijon, 1810. 8.; S. 400. *de l'Instruence exercée par la Médecine sur la Renaissance de lettres, par M. Prunelle.* Montpellier, 1809. 4. und S. 408. *Idylles imitées des Cantates italiennes de Metastase, par M. Auguste de Labonisse.* Paris, 1808. 8.

Wir wünschen, daß uns der gelehrte Verf. recht bald mit der Fortsetzung dieses Werkes, das uns eine so interessante Übersicht über das Bedeutendste verschafft, was in philologischer, artistischer und literarischer Hinsicht in Frankreich erschienen ist, beschenken möge. ☉.

Criminal-Rechts-Praxis.

Criminal-Rechtsfälle, vorgetragen und herausgegeben von Wilhelm v. Schirach, königl. dänischem Obergerichtsrath zu Glückstadt. Altona bey Johann Friedrich Hammerich 1813. XVI und 26, Seiten.

Die Bekanntmachung dieser ausgewählten Criminal-Rechtsfälle ist allerdings dankeswerth. Wir wollen unsere Leser mit denselben im Auszuge bekannt machen. Der erste dieser Fälle enthält

die Geschichte eines Raubmordes, welcher von Hartwig Laakmann und seinem Gehilfen, Peter Jensen, den 18. März 1801 an einem Krämer, Reimer Hoffmann, bey Tellingstedt auf freyem Felde und am hellen Tage begangen wurde. Dieses Verbrechen wurde durch die Obduction und das gesetzliche Geständniß der beyden Inquisiten zur Evidenz gebracht. Die Darstellung desselben zeigt eine auffallend bösertige Triefeder an dem neunzehnjährigen Verbrecher, der eine hinreißende Begierde nach fremdem Eigenthume in sich trug, schon in frühern Jahren sich durch Diebstähle auszeichnete, später eines versuchten Raubmordes sich schuldig machte, und auch sein letztes gräßliches Verbrechen plötzlich an dem, vor ihm und seinen Gehülfen herschreitenten, ihnen übrigen ganz unbekanntem Manne, bloß auf die Vermuthung, Geld bey ihm zu finden, beging. Der Antheil den Peter Jensen an dieser That hatte, so wie seine frühern rechtswidrigen Handlungen sind mit besonderem Fleiße auseinander gesetzt. — Der zweyte Fall begreift die Geschichte eines Todschlagers und Giftmischers, Martin Rheder, Tagelöhners in der Herrschaft Pinneberg. Diese Untersuchung, für welche zwey Verbrechen concurriren, hat die Eigenheit, daß bey dem einen der Thatbestand völlig gewiß, allein der Beweis der Schuld wider den muthmaßlichen Urheber rechtlich nicht begründet ist; hingegen bey dem andern, wo das Geständniß des Urhebers vollen Beweis wider ihn liefert, der Thatbestand in Hinsicht des vollendeten Verbrechens höchst problematisch ist. Die Momente dieser Untersuchung sind im Kurzen folgende. Martin Rheder kaufte im Frühjahr 1805 von einem gewissen Peter Starkjohann dessen Landstelle unter der Bedingung eines ihm und seiner Frau zu leistenden Abschiedes. Inquisit lebte anfangs mit Starkjohann und dessen Frau in guten Verhältnissen, bis entstandene Processe sie trübten, von welcher Zeit an den Inquisiten manche drückende Unglücksfälle trafen, die er nicht ohne Grund seiner im schlechten Rufe stehender Gegenpartey zuschrieb, dem Starkjohann öfter auflauerte, in der Nacht vom 19. auf den 20. Jänner 1806 denselben auf dessen nächtlichen Streifereyen traf, und mit einem Stücke vorgefundenen Holzes auf ihn zuschlug, welche Handlung den Tod des Starkjohann nach sich zog, ohne daß Inquisit (wie er behauptet) die Absicht gehabt hätte, den Getödteten zu morden. Seine Aussage ist indessen sehr verdächtig. Nicht lange nach dieser That, die bey ihrer Verübung unentdeckt blieb, faßte Inquisit den Entschluß, die Witwe Starkjohann, eine böse, unerträgliche Frau, zu vergiften, weil er besorgte sie möchte seine einzige Kuh auf irgend eine Art umbringen. Er verlangte in dieser Absicht in einer Hamburger Apotheke Rattenkraut unter dem Vorwande, seine Kühe zu waschen, erhielt aber, nach

der Aussage des Apothekers, ein unschädliches Pulver, welches er am 12. April 1806 in einen der Wittve gehörigen, am offenen Feuerherde stehenden, Topf warf. Am 13. April starb die siebenjährige Starkjohann an einer von den Symptomen der Arsenikvergiftung begleiteten Krankheit, und doch konnte der Thatbestand des Gistmordes durch alle mögliche medicinischen Anstrengungen und chemischen Processe nicht hinreichend dargethan werden, und Inquisit wurde bloß eines *conatus proximus* für überwiesen gehalten. Dieser Fall erscheint besonders interessant, wenn man den 7. §. des österr. Strafgesetzes damit vergleicht.

Die dritte dieser Criminal-Geschichten führt den Titel: die Schinderkathe zu Liesbüttel. Moses Hirsch, Theilnehmer an einem Raube und andern Verbrechen. Die in einer Abdeckerhütte, einem Schlupfwinkel für die größten Gauner und Diebe, wahrscheinlich verübten Verbrechen konnten, ungeachtet einer langwierigen Untersuchung, nicht aufgeklärt werden. Der Inquisit, Moses Hirsch, ein herumziehender 25jähriger Jude, der in dieser Hütte sich oft aufhielt, machte sich von seinen frühern Jahren an mehrerer Diebshehlereyen, Diebstähle und Betriegerereyen schuldig, und war Theilnehmer eines in der Nacht vom 8. bis 9. August 1808 zu Elmshorn in dem Hause eines Handelsjuden verübten Einbruches und (von *Grolmann*) sogenannten Diebstahls mit Gewalt. Die Anführung der aus der Untersuchung hervorgehenden und den Inquisiten als Urheber dieser That bezeichnenden Indicien und ihrer Gegenindicien ist belehrend, obgleich dieser ganze Fall wegen der häufigen Dunkelheiten und der getäuschten Hoffnung der ersehnten Aufklärung nicht sehr angenehm zu lesen ist. — Überraschend hingegen war Ref. der nun folgende vierte Fall, welcher das Verbrechen einer Kindesmörderinn enthält. Dieses so häufige, allein so selten in allen seinen Erfordernissen begründete Verbrechen ist hier zur völligen juridischen Gewissheit erhoben, die Untersuchung ist mit besonderer Sorgfalt geführt und die Darstellung vorzüglich gelungen. Dorathee Rolff, 26 bis 27 Jahre alt, hatte schon in frühern Zeiten ein uneheliches Kind geboren, welches bey ihren noch lebenden Ältern erzogen wurde, und zu Ostern 1806 im 4. Jahre starb. Während dieser Zeit kam die Inquisitinn zu der Assessorinn Schwes in Kiel in Dienst, ward daselbst von einem Soldaten neuerdings schwanger, verheimlichte aber ihre Schwangerschaft, aufser diesem Soldaten, jedermann, und da dieser nicht daran glauben wollte, so beschloß sie insgeheim zu gebären, und das Kind durch Nichtunterbinden der Nabelschnur zu tödten. In der Nacht vom 11. bis 12. August 1806 kam sie ohne Schwierigkeit nieder, und legte das bey der Geburt lebende Kind in eine Bütte, wo es durch absichtliches Nichtunterbinden der Nabelschnur

und die zusammengedrückte Lage sterben mußte. Ihre That wurde am folgenden Tag durch gerichtliche Untersuchung ihrer Person entdeckt, und das Verbrechen durch den, mittelst einer lobenswürdigen Obduction des vorgefundenen Kindes, welche seine Lebensfähigkeit durch die Lungenprobe bezeugte, erhobenen Thatbestand, und das gesetzliche Geständniß vollkommen erwiesen.

Der fünfte Fall enthält die Geschichte einer heimlichen Gebährerinn eines nachher todtgefundenen Kindes, Anna Elisabeth Cornels, Dienstmädchen bey dem Pächter des adelichen Hofes Schulenburg, gebahr heimlich am Morgen des 28. Jäners 1808 ein uneheliches Kind, welches nachher todtgefunden wurde, dessen Lebensfähigkeit aber, und sein durch Erstickung erfolgter Tod durch die gerichtliche Obduction erwiesen wurde. Die Untersuchung setzte den Thatbestand des Verbrechens außer Zweifel, Inquisitinn läugnete aber, daß sie das Kind heimlich gebären oder gar umbringen wollte. Sie sey von ihrer Entbindung überrascht worden, und das Kind sey zwischen den Schenkeln erstickt, da sie es nicht hervorziehen konnte, weil eben ein junges Dienstmädchen in dem Augenblicke in der Küche war, wo sie, Inquisitinn, auf dem Feuerherde sitzend, unbemerkt gebar. Diese ganze Untersuchung, besonders aber die Auseinandersetzung der Gründe, ob die Erstickung der Inquisitinn zum Dolus oder zur Culpā zuzurechnen sey, ist eine der vorzüglicheren Partien des vorliegenden Werkes. — Der sechste Fall umfaßt eine verbotene Handels-Expedition, welche der Schiffer, Peter Jensen Greenstedt, zu jener Zeit, als jeder Verkehr mit den Engländern aufs strengste untersagt war, nach Helgoland unternam. Auf seiner Reise ward er von einem dänischen Kaper angehalten; er läugnete aber seine Absicht und gab Varel als seinen wahren Bestimmungsort an, welche Aussage er in der mit ihm angestellten Untersuchung eidlich bestätigte. Bey der Inventurung des als Prise eingebrachten Schiffes fand man aber in einer Bank der Kajüte einen Topf mit Butter, worin eine blecherne Kapsel verborgen war, die eine englische Licence, ein auf Helgoland gestelltes Connoissement und mehrere andere Beweise seiner verbrecherischen Fahrt enthielt. Diese, so wie sein Meineid, obgleich er demselben eine künstliche Wendung zu geben suchte, wurden durch die Criminal-Inquisition vollständig erwiesen. — Der letzte Fall endlich stellt uns eine beträchtliche Münzfälschung dar, welche ein gewisser Hurlebusch, ein herumziehender Quacksalber und Betrüger, ausübte, dessen ganzer Lebenslauf eine Kette von Vergehungen ist, die ihm auch mehrere öffentliche Strafen in früheren Jahren zugezogen hatten. Der Thatbestand dieses Verbrechens wurde über allen Zweifel erhoben, aber wider den hartnäckig läugnenden Inquisiten konnte der Bu-

weis, daß er Urheber sey, nur aus Zusammen-
treffen der Umstände und Aussagen der Mitschul-
digen hergestellt werden. Der Herausgeber ist mit
Hinsicht auf die peinliche Gerichtsordnung und
in Übereinstimmung mit andern berühmten Straf-
rechtslehrern der Meinung, daß der künstliche
Beweis zur Verurtheilung nicht hinreiche. Ref.
mufs aber bekennen, daß ihn alle Gründe dieser
Schriftsteller keineswegs überzeugen, daß nicht
auch der künstliche Beweis, freylich unter stren-
gen Vorschriften, gegen den abgefeymten und hart-
näckigen Inquisiten (höchstens mit Ausnahme des
Falles einer Todesstrafe) Statt finden sollte. Eben
diese Gesetzgebungen und Rechtslehrer sehen ein,
daß man solche wahrscheinliche Verbrecher nicht
frey ausgehen lassen kann, und verhängen daher
außerordentliche Strafen und Detention im Zucht-
hause, welche der richterlichen Willkür überlas-
sen, oft grössere Übel, als die ordentliche Strafe
enthalten; und kann nicht auch ein bereits abge-
urtheilter Verbrecher überall, wo der künstliche
Beweis unter obiger Beschränkung gilt, durch
später angebrachte Data seine Unschuld oder min-
dere Strafbarkeit beweisen? Diese ganze Theorie,
die in der Ausführung mit so viel Schwierigkeit
verbunden ist, würde besser mit der entgegenge-
setzten vertauscht werden.

Ehe Ref. schließt, will er noch über den Vortrag
bemerken, daß ihm derselbe im Ganzen gefallen
habe, und in dem vierten und fünften Falle (die
zwar die leichtern sind) ausgezeichnet sey. Bey
der Ausmessung der Strafen ist auf die mancherley
dänischen Strafgesetze, die bey einer systemati-
schen, dem Geiste der Zeit angemessenen, Bearbei-
tung allerdings gewinnen würden, und auf die
Meinungen der vorzüglichsten Schriftsteller über
das Strafrecht gesehen worden, deren passende
Auführung die Verdienste des Verfassers erhöht.

F. K.

Ö k o n o m i e.

*Bemerkungen über die Wechselwirthschaft aus Er-
fahrungen und Beobachtungen gesammelt von
Rüdiger Freyh. von Stillfried, k. k. Kammer-
herrn. Nebst einem Anhang über den Ge-
brauch der neuen Ackergeräthe und Maschi-
nen von J. H. C. Bley. Prag, 1815. Gedruckt
bey Gottlieb Haase.*

Rec. will sich nicht einlassen, hier darzustellen,
wie wenig noch in manchen Landesstrichen Euro-
pa's der Landmann der gehörigen Aufmerksamkeit
gewürdigt, wie unverhältnißmäßig die durch Ver-
fassung ungleich vertheilten Lasten bey dem durch
die Leiden der neuesten Zeit zu ungläublichen Gra-
den gesteigerten Aufwand auf die Schultern des
Landmanns gewälzt wurden. Es liefse sich zwar be-

zaubernd von den Seligkeiten einer vollkommen
freyen Benützung des Grund und Bodens, von den
Wundern, die freyer Fleiß auf freyem Lande wirkt,
sprechen; allein, wie schnell wird man nicht aus
seinem Eden auf die kalte Erde geworfen, wenn
man auf die langen Um- und Irrwege schaut, die
die grosse Masse der Menschheit erst durchwan-
deln muß, ehe sie das hohe Ziel zu erreichen
fähig ist, wenn man alle Schwierigkeiten mit of-
fenem Sinne erwägt, die der Räumung der drü-
ckendsten Servituten entgegenstehen. Ohne sich
insbesondere auf die gegenwärtig zu beurtheilen-
de Schrift zu beziehen, verweilet Recensent vor
der Hand bey der Wahrheit, daß es mit unter
die ansehnlichen Übel der Landwirthschaft ge-
höret, daß so viele sich berufen fühlen, land-
wirthschaftliche Schriftsteller zu werden, ohne
dazu auserwählt zu seyn. Gott gebe, daß dies-
ses Wort in die entferntesten Winkel der Erde er-
töne, damit es von denen nicht ungehört bleibe,
denen es frommt! Es gibt kein Gewerbe, keine
Kunst, keine Wissenschaft, wo man weniger Vor-
bereitung, weniger Kenntnisse, weniger Erfah-
rung von sich selbst verlangt, als wenn man land-
wirthschaftlicher Gelehrter seyn, sich als solchen
der Welt präsentiren, oder als Reformator der
Landwirthschaft auftreten will. Indessen kann heut
zu Tage dieses jeder wagen, der 1) eine Wirth-
schaft besitzt; 2) einigemal bey den Robothen
auf dem Felde gestanden; 3) neue Ackergeräth-
schaften für die Rüstkammer kauft, um durch un-
wissende Neugierige in denselben die neueste Land-
wirthschaft bewundern zu lassen; und 4) der auf
neu eingerichtete Wirthschaften Reisen gemacht
hat. Jenes seltne Talent, das sich diese vierte Qua-
lität erwarb, steht auch im Culminations-Puncte
aller Ökonomie. Mit jubelndem Sinne kehren die-
se Meteore aus dem landwirthschaftlichen Eldora-
do, aus den Ländern der Weisheit in das sterben-
de Vaterland zurück, um Retter desselben zu wer-
den. Nun ist der arme Bruder im Vaterlande ganz
ausgemacht ein indolentes träges Vieh, dessen Na-
tur seine Blicke für ein weiseres Wirthschafts-Sy-
stem beschränket; nun wird, um ihn aus dem tödt-
lichen Schlummer zu wecken, der Zauberstab über
ihn geschwungen, *Wechselwirthschaft* geschrieen,
und über solche geschrieben. Zur tüchtigen Be-
lehrung fügt man dem Werke eine schöne Charte
bey, mit der göttlichsten Wechselwirthschaft be-
mahlt. Der arme Landmann, der kaum kümmer-
lich in seiner Dorfschule, wenn doch eine da ist,
lesen lernt, weifs indessen von dem großen Schla-
ge noch nichts, der geschah; deßwegen muß er
durchs Beyspiel, ungeachtet seiner zerstückelten,
oder zu weit entfernt liegenden Grundstücke, un-
geachtet der verderblichen Triftgerechtigkeiten, un-
geachtet der Frohdienste und des Zehndwesens
zur Nachahmung gereizt werden. Als Lockspeise

dienen nicht der Erfolg, nicht die herrlichen Saaten, die üppigen Futterkräuter, sondern die neuartigen Wirthschaftsgebäude, in denen ausländische Vieh-Raßen durch Stallfütterung vor Hunger schreyen, die neuen Ackergeräthschaften, an die so Hand angelegt wird, daß sie das schallende Gelächter des ganzen Dorfes erregen. Endlich ist die Zeit nicht mehr ferne, wo aus Verzweiflung, weil der Ertrag des Gutes von Jahr zu Jahr sich vermindert, dasselbe um Spottgeld verkauft wird. Zur Schadloshaltung werden die unschuldigen Ackergeräthschaften, die neuen Wirthschafts-Systeme, alle landwirthschaftlichen Lehrbücher und die Lehrkanzeln verschrien, verdammt. Wem sind solche Halbwisser von Landwirthen und Schriftstellern kein Gränel, von denen ein einziger mehr Schaden anrichtet, als 50 brave erfahrne Ökonomen Nutzen stiften können?

Der Verfasser der vorliegenden Schrift scheint zwar nicht unter diese so gefährlichen Halbwisser zu gehören; scheint viel Gutes über Wechselwirthschaft gelesen, viel Gutes bey seinem Aufenthalte in Eckersdorf gesehen, aber nicht durchgängig verstanden zu haben. Dem Verfasser mangeln feste Grundsätze, richtige Umsicht; er begreift das landwirthschaftliche Leben, das Eingreifen der verschiedenen Zweige in einander noch nicht. Wenn er seine in dieser Abhandlung geformte Wechselwirthschaft vorzüglich den österreichischen Staaten anpreist, so hat er durch Erfahrung noch nicht abstrahirt, daß alles in der Landwirthschaft die Umstände dictiren, daß nur mit Rücksicht auf Qualität der Grundstücke und ihre Lage, auf die Beschaffenheit der Wege, auf den Absatz der Producte, auf den Bevölkerungsstand, auf den Bildungszustand der Einwohner eines Landes, auf die *Verfassung* und *Regierung* desselben eine Dreyfelder- Koppel- Wechsel- oder freye Wirthschaft sich einführen lasse. Rec. ist eben kein Feind der Wechselwirthschaft, er glaubt aber, daß nur alsdenn, daß, wenn Natur und menschliche Einrichtung und der Betriebs-Fond es erlauben, Wechselwirthschaft der Triumph menschlicher Thätigkeit und die glänzendste Manifestation der Intelligenz eines Wirthschaftsbesizers zu werden vermag. Im Allgemeinen wird aber die National-Kraft eines jeden Landes um so höher gesteigert, jeder Staat um so fester gestützt, wo sich die Mehrzahl der Unterthanen nicht gerade zur Wechselwirthschaft, sondern überhaupt zu einer höhern Acker-Industrie freythätig emporschwingen kann. Nicht ein bestimmtes System, sondern jede mögliche freye Industrie *schafft* dem Staate wachsame, thätige und entschlossene Menschen.

Nun so kurz als möglich etwas von dem nähern Inhalte des Werkchens.

Gleich anfangs sucht der Verfasser durch Aufstellung des richtigen Begriffs über Wechselwirth-

schaft die österreichischen Landwirthe zu bekehren. Die Leser mögen selbst über seine Ansicht ihr Urtheil fällen, wenn sie den Verf. sprechen hören: „Nur derjenige führt eine wahre Wechselwirthschaft, welcher das zu bewirthschaftende Areale nach Umständen, Beschaffenheit und Lage des Bodens, in 4, 5, 6, 7, 8 u. s. w. gleiche Theile gebracht hat, auf jedem dieser Theile jährlich eine andere Gattung der Pflanzen cultivirt, und nach einer durch seine Feldereinteilung bestimmten Anzahl von Jahren mit diesem Anbau regelmässig wieder von vorne beginnt.“ Nutzen derselben: „Werden bey einer dergleichen Bewirthschaftungsart die gehörigen, nach guten Grundsätzen erbauten Ackergeräte zweckmässig angewandt, und der Fruchtboden vermittelst derselben gut bearbeitet; so wird dieser bey einer verhältnismässigen und guten Düngezeugung zu einem *gartendähnlichen* Boden bald umgeschaffen werden.“ Damit man aber ja keinen Zweifel über seine Ansicht zurückbehalten könne, so macht er es den Landwirthen S. 4 Z. 7 zum Vorwurf, Commercial-Gewächse in keine Rotation aufgenommen zu haben. Rec. möchte dieß um so weniger allgemein und unbedingt empfehlen, als gerade die Vegetation der Handelskräuter dem Boden mehr nimmt, als beynahe jede andere Pflanze, und nach der Ernte *nichts* zurückerstattet; ferner der Anbau derselben ein gründliches Studium ihrer Natur, eine scharfe Kenntniß ihrer verschiedenen Lebens-Perioden, ihrer Ernte und Zubereitung voraussetzt, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, durch eine zweckwidrige Behandlung um allen Ertrag zu kommen. — Dann gibt sich der Verf. Mühe die Ursachen der misslungenen Wechselwirthschaftsversuche a) in dem Übergange aus der Dreyfelderwirthschaft zur 4, 5, u. s. w. Feldereinteilung b) in der Meinung, als sey das Ziel der Wechselwirthschaft bessere Bearbeitung des Bodens c) in dem Gebrauch der neuen Ackergeräthschaften zu suchen, durch welche die Ökonomen verführt in die englische Drill-Cultur geriethen. Daß der Verf. von der Grundursache des Mislingens keine Ahnung hatte, liegt klar am Tage; daß er aber von der Drill-Cultur eine irrige Vorstellung besitzt, zeigt er Seite 6, wo er unter Drill-Cultur bloß den Anbau der Cerealien vermittelst der Drillmaschine versteht. Das Mislingen des Drillens sieht der Verf. S. 7, in dem Mangel geübter Ackerleute, hinlänglicher Besspannung und an Handarbeitern, ohne dabey zu bedenken, daß er sich durch diesen Glauben in unauflöbliche Widersprüche verwickelt, indem er später bey Ausführung seiner Wechselwirthschaft doch die Hackfrüchte nöthig hat, selbe mit den Drillwerkzeugen zu behandeln, als nothwendig und höchst vortheilhaft für die österr. Staaten anpreiset, während er S. 8, selbe ausdrücklich für einige Gegenden Englands, für uns aber gar nicht aus-

föhrbar findet. S. 14 kommt der Verf. zur Einföhrung dieses Wirthschafts-Systems selbst und zum Übergange aus der Dreifelderwirthschaft in dieselbe. Es ist seine Lieblings-Idee in mehreren Stellen, den Übergang aus der Dreifelderwirthschaft zum Fruchtwechsel besonders leicht zu finden. Hätte sich der Verf. mit diesem Bewirthschaftungs-System länger als seit Jahr und Tag (nach seinem eigenen Geständnisse S. 1) beschäftigt, so möchte er die Schwierigkeiten eines solchen Übergangstiefer empfunden haben. Seite 15 beginnt er für das Benehmen des Wechselwirths folgende Gesetze aufzustellen: „Wer Wechselwirthschaft einföhren will, sagt der Verf., muß 1. nicht mit Robothen, sondern mit eigener Bespannung arbeiten. 2. Wo die Unterlage des Bodens schlecht ist, muß man nicht tief ackern. (In der That! Wichtige Neuigkeiten!) 3. „In schweren Böden ist das Tiefackern durchaus nothwendig.“ Seinem Rathe S. 21, die todte Erde auf 3—4 Zoll auf einmal heraufzubringen, wird hoffentlich kein kluger Landwirth folgen, und seine Felder zu Tode ackern. 4. „Die Lage der Felder muß bey dem Betriebe der Wechselwirthschaft allerdings auch *einigermassen* berücksichtigt werden.“ Rec. bekennt, daß dieser 4. Punkt wahrhaftig ein ganz kleiner Umstand ist, der *einigermassen* berücksichtigt zu werden verdient. Übrigens wünscht sich der Verf. das zu bewirthschaftende Areale in eine Ebene, obschon es nach seiner Meinung nur geringen Schwierigkeiten unterliegen soll. Hügel, Anhöhen, selbst etwas stärkere Berge in die Wechselwirthschaft zu ziehen.

Da nach dem Sinne des Verfs. die österr. Dreyfelderwirth nicht schnell genug eilen können Wechselwirthschaft zu treiben, so steigt ihm S. 50 die consequente Schwierigkeit auf, wo man im 1. Jahre des eingeföhrten Fruchtwechsels bey noch nicht vergrößerten Viehstand den Dünger für die *Hackfrüchte* hernehmen soll? Der Verf. half sich durch künstliche Düngerbereitung und zwar durch Compost-Dünger. Er nahm hierzu 2 ausschließlich ins Deputat genommene Tagelöhner auf, die durch das ganze Jahr taugliche Materialien dazu sammeln, empfiehlt diese Maßregel allen Landwirthen, und ließ die Compost-Haufen auf 2 Klafter Höhe, sage zwey Klafter, errichten, und eine eigene Laufbrücke dazu verfertigen. Dann spricht er bekannte und mitunter wieder unrichtige Dinge über Anlegung der Düngerstätten und Jauchgruben, wie z. B. S. 39, n.) „Je höher der Dünger in einen Haufen geschichtet wird, desto besser für ihn; er wird durch die Schwere stärker zusammen gedrückt, und scheint dadurch leichter in Fermentation überzugehen.“ Wäre dem Verf. die Natur der Gährung bekannt, so würde er wissen, daß er eigentlich auf folgende Weise zu den Landwirthen hätte sprechen müssen: Je höher der Düngerhaufen aufgeschichtet

wird, je mehr die untern Schichten zusammengedrückt werden, um so leichter müssen sie verschimmeln, und um so reichlicher muß solcher verschimmelter Dünger auf dem Felde das Wachsen der Pilze befördern. Über die verschiedenen Fruchtwechsel-Systeme will der Verfasser in detail nichts sagen, weil ohnehin schon Staatsrath Thaer darüber so vortrefflich schrieb. Mit der Behauptung, daß für die k. k. österreichischen Provinzen das Fruchtwechsel-System in 4 Koppeln oder 8 Feldern das annehmbarste sey, schreitet er fort 7. zum wirklichen Übergang aus der Dreyfelder- in die Wechselw., legt hier seine dem Werke angefügte magna charta zum Grunde, für die österr. Landwirth zum Musterplan der Eintheilung ihrer Feldmarken bestimmt. Das Einnehmende dieser Charte besteht in einem Grundrisse (?) der Wirthschaftsgebäude, an welche ein ununterbrochen zusammenhängender Landstrich in 4 Koppeln getheilt stößt, und der sich wieder mit einem schönen Aussen-schlag lachend verbindet, kurz diese Muster-Charte für Österreich ist nach Wunsche zusammengemahlt. Den Verf. hierüber zurechtweisen wollen, würde einige Bogen erfordern. Rec. bittet ihn zum Besten seines folgenden landwirthschaftl. Lebens die Lehren Thaers mit aller Aufmerksamkeit und recht oft, dann Schwercz, Karbe, Herzog Friedrich zu Hollstein Beck, Weber zu lesen.

Aus dem magern Anhang über den Gebrauch der neuen Ackergeräthe und Maschinen wird das ökonomische Publikum sich wenig belehren können; er enthält nichts, was nicht schon besser und zweckmässiger — selbst vom nämlichen Verf. Bley in den Fellenbergischen Annalen — demselben gesagt wäre.

K—V.

Erziehungsschriften.

Gottes Kraft, Güte und weiseste Fürsorge in den Werken der Natur, für Freunde der Naturgeschichte und Verehrer Gottes, von Gregor Köhler, ehemaligem Benedictiner und Professor der Pastoral und Liturgie auf der Universität zu Maynz etc. Frankfurt am Mayn, in der *Andräschen* Buchhandlung. 1814. VIII u. 190 S. 8.

Der unter den katholischen Theologen schon lange bekannte Verf. erklärt sich über die Absicht der vorliegenden Schrift im letzten §. derselben ganz bestimmt; er meint nämlich damit Jünglingen und Erziehern der Jugend ein Buch in die Hand zu geben, durch dessen Gebrauch der Unterricht in der natürlichen Religion, welchen er für die Basis der moralischen Bildung hält, recht anschaulich gemacht werden könnte; weil darin allerhand Wahrnehmungen aus allen Theilen der Naturge-

schichte, und insbesondere auch aus der Geschichte des Menschen im allgemeinen, und aus der biblischen Geschichte insbesondere enthalten sind, an welchen die weiseste Vorsehung recht deutlich zu erkennen sey. Und damit glaubt der Verf. auch die große Frage beantwortet zu haben: „Wie bey dem dormaligen Sittenverderbnisse die heranwachsende Jugend gegen die blendende Grundsätze der Scheinphilosophie sicher gestellt werden könne,“ nämlich durch einen geläuterten Unterricht in der natürlichen Religion, wozu er noch ein anderes, von ihm geschriebenes Werkchen empfiehlt. Rec. darf versichern, daß ihm der Gedanke der Vorsehung die heiligste der Ideen sey, daß er darum auch alles mit Begierde ergreife, was irgend geeignet ist, in jungen Gemüthern das hohe Leben des heiligen Glaubens an einen allwaltenden Gott zu wecken, zu stärken, zu erheben; aber desto mehr muß er beklagen, wenn solche Schriften, die sich als Ehrenretter der Vorsehung ankündigen, jener besonnenen Rücksicht auf das was eigentlich und gerade jetzt wahrhaft Noth thut, jener Kraft und Salbung des Wortes, jener Lebendigkeit der Darstellung ermangeln, welche unerläßlich von dem gefordert werden, der das Gemüth des Menschen in seinen Tiefen ergreifen, und zur Anbetung Gottes, zur Anerkennung seines allwaltenden kräftigen Lebens bewegen will. Wie sollte denn aber das geschehen durch so magere, schlechtgeordnete, oft falsche und einseitige Auszüge aus der Naturgeschichte, welche den lehrbegierigen Freund der Natur nicht befriedigen, und statt zur Andacht zu stimmen, den Geist vielmehr zerstreuen, ihn irre machen, wenigstens gewiß nicht beruhigen. Ist es schon genug über die Betrachtung, daß der sonst so wohlthätige Wind oft ganze Dörfer durch eine Feuersbrunst einäschere, Bäume entwurzle, und andern Schaden stifte, ganz trocken zu sagen: „Ein kleiner Theil muß unter dem Wohle des Ganzen eine Zeitlang leiden.“ Oder was soll man aus folgender Beschreibung des Feuers lernen S. 15: „Es frist, was man ihm gibt, und hebt den Zusammenhang aller Bestandtheile auf.“ Doch abgesehen von allem Irrigen und Mangelhaften in diesen Auszügen aus der Naturgeschichte, so sind sie es überhaupt nicht, welche irgend, auch in einem frommen Herzen, die Anbetung Gottes, die aus der Tiefe des Gemüthes hervorgehen muß, durch sich selbst von aussen her erzwingen mögen, wenn nicht vielmehr der lebende Glaube das Auge der Seele von den tausend einzelnen Beweisen der göttlichen Kraft und Wirksamkeit hinauf weiset zur Anerkennung der ewigen heiligen weisesten Kraft die in dem großen Ganzen lebet und wirkt. Es ist dieß nur gesagt, um dem

Verf. bemerklich zu machen, wie er sich an der heiligsten Weihe des menschlichen Gemüthes, der Anbetung Gottes vergehe, wenn ihn S. 66 z. B. der Schneidervogel in Indien, der sein Nest an die äußersten Blätter der Bäume annäht, zu dem Ausruf bringt: „Wer hier die Allmacht, die weisen Anstalten Gottes ohne Empfindung sehen kann, gehört nicht zur Menschenklasse: man würde ihn, ohne ihm Unrecht zu thun, einige Stufen tiefer herabsetzen können.“ Hat denn der Verf. nicht der Mühe werth gefunden darüber nachzudenken, warum sich denn auch in frommen, gläubigen Seelen, und zwar gerade in solchen öfter ein fast unbezwingliches Sträuben gegen den Glauben, daß die Vorsehung auch im kleinsten walte, zeige; als eben darum, weil sich das menschliche Gemüth so schwer der ihm eigenen Beschränkungen entschlagen kann, und darum immer in Angst und Verwirrung geräth, wenn es sich den, der für so viel zu sorgen hat, an dem Flügel oder Fühlhorn eines Insectes mit der Emsigkeit eines Bildners arbeitend, vorstellt. Der Verf. hat zu solchen Vorstellungen wirklich Anlaß gegeben, und führt sogar S. 134 eine sehr lange Stelle aus Salvian an, worin dieser von den Stoikern sagt: „Konnten sie wohl von der Aufmerksamkeit und dem Fleiße Gottes religiöser und besser denken?“ Überhaupt ist das Buch voll von Anführungen aus andern Schriftstellern, und zwar nicht mit der sorgfältigsten Auswahl, wie die Stellen aus Sander S. 65, 100, 102, zeigen, welche letztere eine ganz verunglückte Beurtheilung einer Stelle aus Göthe's Werther ist. Für Abwechslung und Mannigfaltigkeit des Stoffes hat der Verf. zu sorgen nicht vergessen, wie schon aus dem angeführten zu sehen ist, und Rec. wünschet überhaupt durch alles dieses weniger von Lesung des Buches selbst abzuschrecken, als den Verf. aufmerksam zu machen, daß es mit allem dem, was er beabsichtigt hat, nicht so leicht gethan sey, als er dachte, und daß doch vor allem ein Schriftsteller mit sich selbst über den Plan und die Ausführung einer Schrift einig seyn müsse, damit nicht der Leser da, wo er das Resultat der Abhandlung erwartet, statt diesem in neue Zweifel und Ungewißheit geführt werde. Rec. ist der gewissen Überzeugung, daß zur Betrachtung der Natur der h. Glaube schon mitgebracht werden müsse, und daß alle, auch die herrlichsten Werke der Natur für sich doch nur todt Buchstaben sind, welche all in für den Sinn haben, der die Sprache Gottes überall versteht und erfafst, womit er zugleich andeutet, daß er immer der uralten Meinung anhängt: Aller Weisheit Anfang ist die Furcht Gottes, und nicht umgekehrt.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 84.

Freitag, den 21. October

1814.

Reisebeschreibung.

A Journey through Albania, and other provinces of Turkey in Europa and Asia, to Constantinople, during the years 1809 and 1810. By J. C. Hobhouse. London: printed for James Cawthorn, Cockspur street; and sold by Sharpe and Hailes, Piccadilly; Bell and Bradfute, Edinburgh; and N. Mahon, Dublin, 1813. in gr. 4. 1153 S. mit Karten und illum. Kupf.

Wir schreiten sogleich zur Inhaltsanzeige dieses Werkes, dessen reicher Gehalt seinem grossen Umfange entspricht.

Erster Brief. Die Reise beginnt von Malta, und geht zwischen Cephalonia, Ithaka und St. Maura nach Prevesa. Ithaka ist heute von so wenigem Betracht, das bey Gelegenheit der Aufforderung durch das brittische Geschwader das Königreich des Odysseus sich einem Sergeanten und sieben Mann ergab. — 2. Br. Beschreibung von Prevesa. Der Verf. speiste hier bey einem Griechen, dem sein Vater als Bedienter aufwartete, und er bemerkte diefs als ein in griechischen Familien übliche Gewohnheit, wo stets nur das Geld den ersten Platz anweist, so, das ärmere Verwandte stets dem reichern dienen. Beschreibung der Mündung der Bay von Arta (Actium). — 3. Br. Anstalten des Verfs. und seines Reisegesellschafters (Lord Byron, dessen in dieser Literaturzeitung schon mehr als einmal mit Ehren erwähnt worden,) zu ihrer Landreise. Die Dragomanen kommen, wie bey allen Reisebeschreibern, so auch bey dem Verf. leider! nicht unverdienter Weise übel weg; er führt bey dieser Gelegenheit ein zu Konstantinopel gang und gäbes, treffendes Sprüchwort an: „*Dio mi guardi dei Dragomani, io mi guarderò dei cani.*“ — Ein hier zu Land herrschender Aberglaube verbietet einem Freunde Seife in die Hand zu geben, damit die Freundschaft nicht weggeschwemmt werde, un-

Zehntes Heft.

gefähr wie bey uns mit den Stecknadeln; übrigens theilen diesen Aberglauben der Griechen nicht die Türken und Araber, bey den letztern erscheint die Seife sogar in einem sehr schönen Sprüchwort: *Beschäftigung ist die Seife des Herzens.* — 4. Br. Weg von Salora nach Arta. Beschreibung dieser Stadt. Lage von Ambracia. 5. Br. Weg von Arta nach Janina. Das Erste, was dem Verf. in dieser Stadt auffiel, war etwas, das in der Nähe eines Metzgerladens baumelte; er hielt es auf den ersten Anblick für Fleisch zum Verkauf ausgesetzt, bey dem zweyten fand er, das es ein Theil eines geviertheilten Verbrechers war, dessen Glieder auf diese Art in der Stadt vertheilt waren. 6. Br. Besuch des Verfs. bey den Enkeln Ali Pascha's. Berg Tomarus, Sagori, Pindus. Weg nach Larissa. Dodona. Der Verf. untersucht die Lage und Umgebungen aller dieser Orte mit seinem Livius in der Hand. 7. Br. Beschreibung von Janina (das der Verf. immer *Joanina* schreibt). 8. Br. Weg von Janina nach Zitza, ein elendes Nest. 9. Br. Strafsse von Zitza über Mosure, Delvinaki. Strafsse durch die Ebene von Argyro castro, Libokavo. 10. Br. Strafsse von Libokavo nach Cesarades. Der Pafs von Antigonina. Der Fluß Aous. Strafsse nach Tepellene (so schreibt der Verf. auf griechisch den Namen dieses Orts, der Geburtsstätte Ali Pascha's, die auf türkisch *Tepe-delen* heisst). 11. Br. Besuch bey Ali Pascha mit umständlichen Nachrichten über seine Lebensgeschichte. Er ist nun über 60, und der mächtigste Statthalter der europäischen Turkey. Sein Anfang war der eines Räuberhauptmanns. Die schon von Lord Byron erzählte Anekdote, das er auf die Angabe des Weibs seines Sohnes Muchtar Pascha, welche sich über die Treue ihres Gemals beklagen zu müssen glaubte, fünfzehn der schönsten Weiber der Stadt, die sie als ihre Nebenbuhlerinnen ansah, in einer Nacht, in Säcke eingenäht, ertränken liefs, wird auch hier bestätigt. 12. Br. Über die Einwohner von Albanien und die Schicksale dieses Landes von der ältesten Zeit her, mit einer sehr wohlgerathenen Abbildung eines Albanesen

oder Arnauten; ein Seitenstück zu der in Bartholdi's Reisen, welche der Verf. nicht gekannt zu haben scheint, weil er denselben, wie den französischen Doktor Poukville (Pouqueville), den er oft als Belege anführt, und oft widerlegt, zu nennen nicht ermangelt hätte. Alles, was über die Kleidung und Sitte, Tapferkeit und Unreinlichkeit der Arnauten gesagt wird, ist sehr treffend. Der Arzt Ali Pascha's versicherte ihn: „Le pou des Albanais est le plus gras et le plus gros du monde.“ Ali Pascha's Arzt steht aber hier im Widerspruch mit dem großen türkischen Reisebeschreiber Ewlia Feendi, der den Kurden den Vorrang an Tapferkeit und Unreinlichkeit vor allen andern Völkern des osmanischen Reichs zuschreibt, so, daß wir nicht entscheiden wollen, ob die Kurden oder die Arnauten die Tapfersten und Lausigsten seyen. 13. Br. Fortsetzung über die Sitten, Leidenschaften, Sprache, Gebräuche u. s. w. der Albanesen. Ihren Tanz, den man bisher für den pyrrhischen ansah, erkennt der Verf. für den alten persischen, nach der Beschreibung Xenophons im 6. Buch des Rückzuges. 14. Br. Regierung von Albanien. Die Distrikte Arta, Janina, Sagori, die Paschalike Ochrida und Skutari, die Flüsse Matia, Semne und Crevasta. — Die Ruinen von Apollonia. Das Paschalik und die Stadt von Vallona. Das akroceranische Gebirge und Chimära. Die Ruinen von Buthrotum. — Die Stadt Parga. Der acherusische See. Die Strafe von Janina nach Suli und die Vernichtung der Sulioten (zu vergleichen mit Eton, Pouqueville und Bartholdi). Nach dem Verf. soll Parga die Geburtsstadt Chaireddin Pascha's (Barbarossa's), des berühmten Admiralen seyn, was Rec. bezweifelt, weil in der Geschichte der osmanischen Seekriege, worin eine ziemliche umständliche Lebensbeschreibung von ihm vorkommt, Mitylene als sein Geburtsort genannt wird. Wenn auch Perga (Berga) diese Ehre nicht behaupten sollte, so ist es in der türkischen Geschichte doch als der Geburtsort eines der größten Gelehrten, Mohammeds, des Verfs. des türkischen Katechismus (Rissalei Bergewi) berühmt genug. 15. Br. Rückkehr von Tepellene nach Janina. Hochzeitsaufzug. Türkische Marionetten. Karagös, der türkische Harlekin, und Hadschi Aiwat (nicht Codja Halvat) der Pantalon (nicht Sancho). Karagös (Schwarzanzug) und Hadschi Aiwat (der Pilgerjaherr) so genannt von der verkürzten Bejahung der Araber, die von Ai (wie das englische Ai) verlängert zu Aiw, Aiwa und endlich Aiwallah (für wahr, bey Gott!) empor steigt. 16. Br. Strafe über Karnia. Katana nach Makala. Ruinen zu Arto und Ligustovichi. — Zwey Strafen nach Natoliko. Alte Geographie und gegenwärtiger Zustand von Karnia, Untiefen zu Natoliko und Messalunga. Be-

schreibung dieser letzten Stadt und ihrer Einwohner. Distrikt von Xeromeros oder Aetolien. Die Ruinen von Kalydon u. s. w. 17. Br. Beschreibung von Patras. Die Schlösser von Morea und Rumili. Lepantos. Strafe nach Vostiza. Bevölkerung von Morea. Über die Mainoten und ihre angebliche Verwandtschaft mit Corsikanern. 18. Br. Überfahrt über den Meerbusen von Lepante, nach Salona, Umfang des Busens. Aussicht vom Fusse des Parnassus (Liakura). Lage von Krissa oder Kirrha. Besuch von Delphi und vom kastalischen Quell. Strafe von Krissa gegen Livadia nach Arakova. Dreygetheilte Strafe, wo Ödipus seinen Vater erschlug. Das Kloster des heiligen Lukas von Stiris. Ankunft zu Livadia. Die diesem Briefe beygefügte Kupfertafel gibt eine Ansicht der Ruinen des Stadiums von Delphi, des kastalischen Quells und das zweygipfligen Parnassus. 19. Br. Beschreibung von Livadia und der Lebensart der Bewohner, welche die Europäer nachahmen wollen. Gegenwärtiger Zustand der Hölle des Throponius. Ruinen eines von den Cataloniern erbauten Schlosses, und über die erste Ansiedelung derselben in Griechenland. Ruinen von Chäronea. Abreise von Livadia. Lage von Orchomenos. Der Schatz von Minyas. Der See Kopais. Ankunft zu Thebe. 20. Br. Beschreibung des heutigen Thebe. Der Quell Dirke, worin der Verf. zu Anfang Dezembers badete. Ruinen des Hauses, das Pindar bewohnt haben soll. Grab des heiligen Lukas von Stiris, eines bey den Griechen sehr berühmten Heiligen. Abreise von Thebe nach Athen. Erste Ansicht dieser Stadt und Ankunft daselbst. 21. B. Beschreibung von Athen und seiner Einwohner, mit einer Kupferplatte, welche eine sehr getreue Ansicht dieser Stadt vorstellt vom Fusse des Berges Anchesmus genommen. Athen hat 1200 bis 1300 Häuser, wovon 400 von Türken, der Rest von Griechen und Albanern bewohnt ist; die Strafen sind eng und schmutzig; die Obrigkeit sind der Woiwoda, dem eine Versammlung der Ältesten (Archonten oder Kodscha Baschi) zur Erhebung der Steuern zugeordnet ist, und der Disdar oder Festungs-Commandant. Die jährlichen Abgaben betragen zwischen 700 und 750 Beuteln, oder 350,000 und 375,000 Piastern; die Archonten treiben aber diese Summe unter verschiedenen Vorwänden bis auf 1500 Beutel. 22. Br. Alterthümer von Athen. Tempel des Theseus. Der Arcopagus. Der Pnyx. Das Musaeon, Odeon. Der Ilyssus und die Quelle Kallirrhoe. Das Stadium von Attikus Herodas und die Wasserleitung Hadrians. Das Denkmal von Lysicrates oder die sogenannte Laterne des Demosthenes. Das Denkmal von Andronikus Chyrrestes, oder der sogenannte Thurm der Winde. Wiewohl diese Denkmäler griechischer Kunst oft und viel

beschrieben worden, so besucht man dieselben doch gerne wieder an sicher leitender Hand. Die Beschreibung der vorzüglichsten, nämlich der Akropolis und des Parthenon, der Propyläen und des Pantheons oder Hadrianstempel werden durch gefärbte Kupfer versinnlicht. Der Thurm der Winde und die Laterne des Demosthenes sind den guten Zustand ihrer Erhaltung Bettelmönchen schuldig, welche dort ihren Wohnort aufschlagen; der erste gehört zu einem Kapuziner-, der zweyte zu einem Derwischenkloster. — Unter den griechischen Graburnen, welche, wie in Großgriechenland, so zu Argina, Argos und Korinth gefunden werden, erwähnt der Verf. einer sehr merkwürdigen, die einen Schuh im Durchmesser und bis zur Hälfte mit verbrannten Gebeinen gefüllt, einen eisernen Streif enthielt, worauf der Name Solons und seiner Familie gegraben war. Diese Bezeichnung eines Namens in dem Innern der Urne ist bey den bis jetzt gefundenen sogenannten etruskischen Gefäßen unerhört gewesen. Unter den vom Verf. gesammelten Antiquitäten befindet sich auch eine Schleuder mit der Inschrift ΔΕΞΑΙ, ΦΙΛΙΠΠΩ, dem Philipp, so, daß der Gedanke Asters, welcher auf einem Pfeil die Adresse: Ins rechte Aug Philipps, schrieb, entweder nicht ursprünglich sein gehörte, oder in der Folge öfter nachgeahmt ward. 23. Br. Die Akropolis. Die Höhle Apollo's und Pans. Die Propyläen. Das Parthenon. Das Erechtheon mit zwey dazu gehörigen Kupfern. Bey Gelegenheit des Besuchs dieser Alterthümer kommt der von Lord Elgin an diesen klassischen Heiligtümern verübte Tempelraub zur Sprache, den eine an dem Walle des Parthenons von einem Reisenden tief eingehauene Inschrift sehr treffend bezeichnet: *Quod non fecerunt Goti, hoc fecerunt Scoti*. Wiewohl der Verf. die Summe und den Umfang der von Lord Elgin verübten Verwüstungen und Räubereyen getreu angibt, so gibt er doch auch die Gegengründe, wodurch Lord Elgins Betragen in einem milderen Lichte erscheinen könnte, an, deren vorzüglichster darin besteht, daß unter der Herrschaft der Türken diese Alterthümer in einigen Jahren gänzlich zerstört worden wären. Dagegen mochte Rec. aber die wirkliche Erhaltung derselben durch fünf Jahrhunderte türkischer Herrschaft einwenden, und noch dabey bemerken, daß Lord Elgin freylich milder beurtheilt werden mußte, wenn er diese Schätze des Alterthums für irgend eine öffentliche Sammlung und zum gemeinschaftlichen Gebrauche nach England geführt hätte; so ist es aber leider nur zu bekannt, daß ihn nur der niedrigste Geldgeitz beseelte, um dieselben wieder zu ungeheuren Preisen loszuschlagen; auch sind Kunstschätze in den Villen englischer und schottischer Gros-

sen nur wenig zugänglich, und daher die Vertheidigungsgründe für Lord Elgins Verbrechen beleidigter Majestät des Alterthums um so nichtiger. 24. Br. Klima von Athen. Gärten in der Gegend. Die Lage der Akademie. Die Strafse nach dem Pyräus. 25. Br. Weg von Athen nach Eleusis (von wo Clarke die Statue der Ceres nach Cambridge brachte). Die Strafse von Athen nach Salamis. Salamis, eine Stunde Südost von Amphilaki. 26. Br. Die Ostseite von Athen. Hymetus und Pentelikus mit den Klöstern auf denselben. Der heilige Quell auf dem ersten, den die atheniensischen Frauen besuchten, ist sammt den Ruinen eines nahe gelegenen Venustempels noch zu sehen, so wie die Marmorschachte auf Pantelikus. 27. Br. Reise von Athen nach Cap Kaltoni. Der Verf. besuchte die von Chandler entdeckte, den Nymphen geheiligte Grotte, oder das sogenannte Paneum, in der Nähe des Tempels der Venus Kolia. Abbildung der dort eingehauenen Figuren und Inschriften, welche zu den ältesten gehören, indem sie in die Zeit vor der Einführung des jonischen Alphabets bey den Griechen hinaufreichen. Ruinen, genannt die neun Thürme. Die Höhle Keratea von Stalaktiten. Die Überbleibsel des berühmten Tempels der Pallas, Sunias, auf dem Vorgebirge gleiches Namens, heute Cap Koloni. Die Unmöglichkeit, daß man von hier aus, wie Pausanias versichert, den Speer der Minerva Polias auf der Akropolis zu Athen in einer Entfernung von 50 (engl.) Meilen gesehen habe, wird aus dem Umstande der dazwischen liegenden Berghöhen dargethan, indem der Hymetus selbst verhindert, daß man das Vorgebirg Sunium von der Akropolis aus sieht. 28. Br. Über die Ebene von Marathon, mit einer Ansicht derselben. Nach dem Verf. setzt der Plan der Schlacht in den Reisen des jungen Anacharsis die Griechen zu weit gegen Norden, wo, wenn auch auf das engste sie unmöglich geschaart seyn konnten. Weg von der Ebene von Marathon nach Athen. Die Höhle des Pans. 29. Br. Reise des Verfs. von Athen nach Negroponte ohne Gesellschaft Lord Byrons, der in Athen zurückblieb. Dörfer auf der Nordseite von Attika. Strafse über die Ebene von Tanagra nach Schimitari. Der Verf. wollte die siebenmalige Fluth des Euripus beobachten, hatte aber weder Muße noch Ruhe dazu, indem die Einwohner, die hier selten oder nie einen Europäer sahen, durch ihr Zuströmen und ihre ungelegene Neugierde ihm die Beobachtungen verleiteten. Die Zahl der wiederkehrenden Fluthen und Ebben scheint unbestimmt, und die Ursache derselben von starken, über das Gebirge her blasenden Ostwinden herzuführen, was schon beyläufig Livius (l. XXVIII, c. 6.) sagte. Besuch des Klosters Agias Meletios auf dem Kithäron, größer als das auf dem

Pantelikus, ein wohlbefestigter Posten wider streifende Räuber, wie das berühmte Kloster Meteora auf neun Berggipfeln des Pindus gebaut, die unter sich keine Verbindung haben, wo die Mönche nur mit Stricken auf und nieder gelassen werden. 30. Br. Strafe von dem Kloster Meletios nach Platea, dann nach Megara. Die Türken haben das ganze alte Megaris in eine Gränzwache, Dervend (Derbend), verwandelt. Die Einwohner von sieben Ortschaften formen das Aufgebot der getreuen Pafsvertheidiger, welche den Eingang nach Morea durch die Landenge allen Unberufenen verwehren. Rückkehr nach Athen über Eleusis. Übersicht von Attika, das beyläufig 25,500 Köpfe in sich begreifen mag, Athen mit eingerechnet. Die Landbauer sind eine von den Griechen verschiedene Race, die von mehreren Reisebeschreibern fälschlich für Wallachen, im Lande selbst für Albanesen gehalten werden, indem sie eine mit dem Albanesischen verwandte Mundart sprechen. Die eigentlichen Wallachen, sogenannten Cuzzo-Wallachen, sind über Macedonien, Thessalien und Epirus zerstreut, und gehören zu den Petschenegern, die in der Mitte des eilften Jahrhunderts in Bulgarien und Thracien einfielen, und sich dann in dem westlichen Theile des Reichs festsetzten, der den Namen Mogloena oder Groß-Wallachen erhielt. In der hieher gehörigen Note ist zu berichtigen, das die Moldau bey den Türken nicht *Kara iflak*, sondern *Kara Bogdan* heiße. 31. Br. Über Gestalt und Wuchs der Neugriechen und Neugriechinnen, die von weit minder schönerem Schläge sind, als die Männer. Der Verf. erklärt ausdrücklich, das er auf seiner ganzen Reise nicht eine einzige schöne Griechinn gesehen. Der Anzug derselben ist in dem beygefügtten Kupfer sehr getreu abgebildet. Der Verf. bemerkt bey dieser Gelegenheit, das das *bis cincta* der Klassiker nicht zwey Gürtel, sondern einen doppelt umwundenen bedeute. Hochzeitsceremonien und Gebräuche des Kindbettes. Die Wiege wird mit gestickten Tüchern, Juwelen und Münzen ausgeschmückt, das Kind mit Amuletten behangen, und ein mit Lehm verpichter Wasserkrug zur Abwendung des bösen Auges (*cattivo occhio*), dessen Aberglauben sich von den Hochzeitsceremonien der Inder (siehe *Voyage de Sonnerat*) bis nach Griechenland und Italien erstreckt; als das beste Mittel darwider gilt den Griechen der Knoblauch, und oft blofs der Name desselben. Ceremoniensucht, Geitz, Eitelkeit und Sklavensinn der Griechen. Der Pfortendolmetsch spricht vor dem Sultan nicht nur sehr leise, sondern auch gebrochen, und stockend, blofs den Eindruck und die Wirkung der Majestät kund zu geben. Rec. bemerkt dazu, das der osmanische Stolz ächter Türken es an den Dragomanen nicht einmal gern

sieht, wenn sie gar zu zierlich sprechen, sondern in dem Munde der Ungläubigen blofs grobes Türkisch (*Kaba Turksche*) verlange. 32. Br. Religion und Aberglauben, Feste, Leichenbegängnisse, Mönche und Priester der Griechen. Sie haben im ganzen Jahre blofs 139 Tage, die keine Fasttage sind. Die Kalogeren fasten noch 46 Tage mehr. Die Todtenklage, sehr ähnlich mit der irländischen. (Über diese Todtenklage siehe auch Hammers topographische Ansichten S. 100.) Die Papa's oder Priester sind weit weniger geschätzt als die Kalogeren, deren auf dem Berge Athos allein 6000 schwärmen. Die Panaia (*Madonna*) ist zu Athen als Stadtbeschützerinn an die Stelle der Minerva getreten. Die Griechen halten nur die Russen für Rechtgläubige, die Katholiken für Ketzer, die Protestanten aber, und besonders die Engländer, ganz und gar für Ungläubige und Atheisten. Elender Zustand der Arzneykunde und der Künste. 33. Br. Literatur der Neugriechen. Untersuchungen über die romaische Aussprache, deren Entstehung, so wie sie heute im Munde des Volkes lebt, der Verf. erst in die Zeit nach dem Falle des byzantinischen Reiches setzt. Verzeichniß der vorzüglichsten Schriftsteller der Neugriechen nach Demetrius Prokopius von Moschopolis. Unter den Neuern würdigt der Verf. die Verdienste von *Biga*, *Puli*, *Korai*, *Kodrika* und *Philippides*, zu denen, mehrerer anderen verdienten Männern zu geschweigen, er wenigstens die Namen der in Wien lebenden ausgezeichneten neugriechischen Gelehrten, des Herrn Archimandriten *Anthemius Gazi*, Herausgebers eines griechischen Wörterbuches und des *Hermes Logios*, und des Herrn *Demetrius Alexandrides*, Herausgebers der Übersetzung *Abulfeda's* und einer türkischen Sprachlehre nebst Wörterbuch, hätte nennen sollen. Verunglückte Bemühungen der jonischen Akademie zu Corfu. 34. Br. Freyheits- und Schwindelgeist der Griechen. Freyheitsgesang von Riga, und Kriegslieder von Polyzois. Proben davon griechisch und englisch. Auhänglichkeit der Griechen an Rußland und letzthin an Buonaparte; über die Nothwendigkeit statt Griechen Engländer anzustellen, und dem Bothschafter zu Konstantinopel ein Geschwader unterzuordnen. 35. Br. Reise von Athen nach Smyrna. Beschreibung dieser Stadt und der Consulate. In der Note, welche die Geschichte Smyrna's nach Tournefort und Chandler gibt, sind die türkischen Namen zu berichtigen: *Atin* lies *Asaddin*, *Pineis* lies *Dschäneid*, *Mantakhia* lies *Munteschau*. s. w. Das Profil des Kopfes des weiblichen Cretins Athoula, welche der Verf. hier sah, ist zwar, wie er bemerkt, kein Belege zu Lord Monboddos Theorie, wohl aber zu Dr. Gall's Schädellehre. 36. Br. Sommerresidenz des Musselim. Dscherid-Spiel. Der Fluß

Meles und Homers Höhle. Die Lage des äolischen Smyrna. Der Weg nach Burunabad der Sommerresidenz der fränkischen Consule. 37. Br. Ausflug nach Ephesus, das nicht an der Stelle, sondern in der Nähe des heutigen Aja Soluk lag. Eine Grotte im Berg Prion, wird als die Höhle der Siebenschläfer gezeigt, welche arabische und türkische Geographen in die Nähe von Damaskus versetzen. 38. Br. Abreise von Smyrna längst der asiatischen Küste. Beschreibung von Tenedos und Alexandria Troas. Wenn der sogenannte Pallast Priamus, auf türkisch *Balik Serai* heisst, so will dieß *Fischpallast* und nicht *Honigpallast* sagen, das *Bal Serai* hiesse. Da dieser sogenannte Pallast nichts als ein altes Bad ist, so kömmt das *Bal*, wohl nicht wie Bryant glaubt, vom Gotte *Baal*, sondern vom lateinischen *Balnea* abzuleiten. 39—43. Br. Wir betreten nun mit dem Verf. den heiligen Boden der alten Troas, worüber von den neuesten Reisenden so viel dafür und dawider geschrieben worden. Die beygefügte sehr schön gestochene Karte vom Cap Baba (*Promontorium Lectum*) bis zum Cap Jenischehr (*Promontorium Sigeum*) gibt auf einmal nicht nur die wahre heutige Topographie der Gegend, sondern auch auf einen Blick die verschiedenen Meinungen der jüngsten Reisenden, welche den Simoi's Homers, bald im Bache Thymbrek wie Chandler, bald im Bache Kalifatli wie Clarke, bald im Mendere wie Lechevalier, Morrit und Hammer erkannten. Die ganze Untersuchung des Verfs. über die Troas ist im Ganzen mehr skeptisch als zu einem bestimmten Resultate führend, wie sehr er aber auch immer Lechevalier's manchmal zu weit gehende topographische Bestimmungen angreift, so ist es ihm doch nicht gelungen, die Widersprüche zwischen der Topographie Strabo's und Homers zu lösen, und er muß selbst bekennen, daß der Scamander des ersten unmöglich der des letzten seyn könne. Was die Grabhügel (*tumuli, barrows*) betrifft, so mögen dieselben freylich eben sowohl alt scythisch als griechisch seyn, und an den Benennungen der einzelnen ist nichts gelegen. Lechevaliers Topographie ward in der Hauptsache (nämlich was die beyden Flüsse Scamander und Simois und die Lage von Troja) betrifft, von späteren Reisenden, wie Dallaway, Morrit und Hammer nach Selbstprüfung und Augenschein als die befriedigendste anerkannt; von anderen Engländern aber, wie Clarke, Lord Aberdeen (in der Recension Gell's im 12. Stück des Edinburgh Review) und unserem Verf. bestritten. Rec. kann sich hier, aus Mangel des Raums in keine umständliche Untersuchung einlassen, sondern verweist auf die genannten Werke. Es freut ihn, daß Hobhouse und Hammer wenigstens in einigen Stücken vollkommen übereinstimmen, wie z. B. in der Bestimmung der Lage von *Ilion recens* und

von *Pagus* oder *Villa Iliorum*. Der Verf. setzt das Erste auf die Stelle von Alt Kalifatli, nahe bey Kumköj, wo der Verf. der topographischen Ansichten (Siehe S. 24) Ruinen und Inschriften fand. Die Lage von *Pagus* oder *Villa Iliorum* setzen Beyde an die Stelle der Ruinen bey Tschiplak. Auch über den Throsmos sind beyde einig, daß derselbe kein tumulus, sondern irgend eine andere Erhöhung gewesen sey, nach dem Verf. der topographischen Ansichten ein Mauerwerk, weil die Festungskavaliere der Dardanellen bey den Neugriechen noch heute *Throsmos* heißen. Die 7 Grabhügel (*Tepe*) von griech. *ταφος* sind nach ihren heutigen Benennungen: Erstens, *Stambulduk*, zunächst bey Alexandria Troas; zweytens *Utschek Tepe* (tumulus Aesietes nach Lechev.); drittens *Liman Tepe*, jenseits von Alexandria Troas; viertens *Beschik Tepe* (Penelei tumulus nach Lech.); fünftens und sechstens, die 2 Grabhügel des Antilochus und Achilles nach Lech.; siebentens *In Tepe*, das Grab des Ajax nach Lechevalier. So unwesentlich die Bestimmung dieser Grabhügel nach ihren Namen zur eigentlichen Topographie der homerischen Troas ist, um so wesentlich ist die Bestimmung der beyden Hauptflüsse, des Simois und des Scamander. Rec. pflichtet hierin entschieden der Meinung Lechevaliers wider die seiner Gegner bey, und kann daher dem Verf. nicht beysfallen, welcher die Frage als im entgegengesetzten Sinne entschieden annimmt: „*But the question*, sagt er, *has been completely decided against this pleasant discovery, and the Mendere restored to the title which it possessed as far back as the time of Xerxes, who found it, as he would at this day, the first river to be met with in the road from Sardis to the Iliæan plain.*“ Die Antwort auf diesen, vorgesehenen Einwurf (der wichtigste aus allen, die wider die Bestimmung des Flüsschens von Bunar Baschi als Scamandros gemacht werden können) findet sich in der Note der topographischen Ansichten S. 48. Herr Hobhouse will aber nicht nur dem Flüsschen von Bunar Baschi die Ehre der Scamander gewesen zu seyn, sondern auch dem Flüsschen Thimbrek die Ehre des Thimbrius geheissen zu haben streitig machen, woran doch nicht der geringste Zweifel zu seyn scheint; So weit verleitet ihn das ritterliche Bemühen für Strabo's Wahrhaftigkeit, dessen hydraulische Beschreibung von der Ebene von Troas sich nun einmal durchaus nicht mit der Homerischen in Übereinstimmung bringen läßt. Will Hr. Hobhouse den *Thimbrek* nicht für den *Thimbrius* gelten lassen, und legt er gar keinen Werth auf die Identität des Namens, so ist es ja nichts als billig, daß er auch nicht den geringsten auf die Namensähnlichkeit zwischen *Mendere* und *Scamandros* lege, welche Ähnlichkeit doch eines der stärksten Argumente ist, dessen sich die Gegner Lechevaliers bedienen um in

dem Mendere statt des Simois den Scamander zu erkennen. Der Verf. bezweifelt auch, ob Kotylus und Gargarus derselbe Berg sey, und nachdem er alle bisherigen Ortsbestimmungen der homerischen Troas mit großer und gründlicher Gelehrsamkeit angefochten, neigt er sich zur Meinung Bryants hin, daß Ilion und die ganze Scene des Kriegs gar nicht in dieser Fläche, sondern hinter Alexandria Troas zu suchen sey. Den Beschluß dieser eben so sach- als ortkundigen skeptischen Abhandlung macht die Erörterung der Frage über die Ausdehnung des homerischen Hellesponts um die Ephiteten *πλευρὸς* und *απειρὸς* zu rechtfertigen. — Beschreibung der Dardanellen. Meerenge von Sestos und Abydos, von Lord Byron und Mr. Ekenhead in einer Stunde und einigen Minuten durchschwommen. Das Schloß der asiatischen Dardanellen heißt *Tschanak Kalassi*, das Schüsselschloß, das auf der asiatischen Seite, *Kilidi Bahar* (nicht *Chelid Bawri*) Meerschloß. Erzählung des letzten Durchgangs der englischen Flotte. Als die Engländer bey ihrer Hinauffahrt die türkische Flotte, die von den Dardanellen lag, in die Luft sprengten, kamen einige türkische Kapitäne des zweyten englischen Befehlshabers, der sie mit Kaffeh bewirthete, und gegen den sie sich über ihren Unfall entschuldigten: „Was sollen wir thun, Hussein (der Kapudan- Pascha) ist todt, und Smith Beg (Sir Sidney Smith) ist nicht mit uns.“ 44 bis 51. Br. Ankunft zu Konstantinopel. Beschreibung von Pera, der Palläste der europäischen Gesandtschaften. Übereinstimmung der türkischen und alten byzantinischen Sitten. Lage der türkischen Weiber. Weibliche Sklaven oder *Odaliken* (nicht *Odaliken*) des Harems. Wiewohl Konstantinopel so oft und umständlich beschrieben worden, so gebührt dem Verf. dennoch das Lob, daß er sowohl in diesem als in den folgenden Briefen bis ans Ende des Werks, das Bekannte mit neuen Bemerkungen vermischend, eine so interessante und sachhaltige Beschreibung der Hauptstadt des osmanischen Reichs, des Zustandes der Regierung, der Sitten der Einwohner, der Verhältnisse der fremden Gesandtschaften, des Ceremoniels der Antrittsaudienz seines Bothschafers, des Anlasses der letzten Revolution, und der sie endenden Catastrophe gibt, daß die Aufmerksamkeit des Lesers mit immer steigender Theilnahme hingehalten, und bis ans Ende vollkommen befriediget wird. Die Thaten sind durchaus treu und richtig dargestellt, das Gemälde der Regierung und des Volks ohne leidenschaftliche Parteylichkeit dafür und dawider entworfen, und das Ganze in der Hauptsache vollkommen correct. Wenn sich hier und da kleine Unrichtigkeiten eingeschlichen haben, von denen wir hier einige bemerken wollen, so rühren dieselben einzig entweder aus nicht hinlänglicher Bekanntschaft mit

der Landessprache, oder aus zu sicherem Glauben an die fremde Autorität her; wo der Verf. aber selbst sprach und sah, da sieht und spricht er auch vollkommen richtig. — Von den Umgebungen Konstantinopels sah der Verf. nur die merkwürdigsten, von allen Reisenden besuchten, als das Thal der süßen Wasser, am Ende des Hafens (wo einst Papiermühlen standen, heute aber keine mehr da sind), das schöne Thal von *Gök Su*, d. i. des himmlischen Wassers (nicht des grünen); die Höhe und die Aussicht von *Bulghurlu* (nicht *Boulgaloue*); den Busen von *Bujuk Dere* und die Umgebungen von *Belgrad*, die Mündung des Bosphorus, die *Pompejussäule* und den *Leandersturm*; nicht aber die schönen Seitenthäler des Bosphorus, deren gegen fünfzig sind. Beschreibung von *Galata*, den *Tavernen* und den *Tänzerknaben*. Über die *Juden* und *Armenier*, ihre Beschäftigung, *Handel*, *Geldwechsel*, und ihren Einfluß. Beschreibung des *Arsenals der Flotte* und ihrer *Bemannung*. Der Verf. bemerkt hier in einer Note, daß ein Reisender (der die Sprache nicht versteht) sehr behutsam seyn müsse, gleich entscheidende Muthmassungen zu fassen, damit es ihm nicht wie dem Kaufmann von *Malabar* ergehe, der, als er bey einer Audienz *Lord Minto's* zu *Calcutta* mehrere Herren mit grünen Augengläsern erblickte, dieselben für ein Zugehör der englischen Etikette ansah, um den blendenden Strahlenausguß der Majestät des *General-Gouverneurs* zu mildern. Diese Behutsamkeit rettete jedoch *Herrn Hobhouse* nicht von einem kleinen Irrthum, worin ihn gleich auf der folgenden Seite vermuthlich sein *Dragoman* führt. Der Namenszug des Sultans an der Spitze der *Fermane* heißt *Thughra*, nicht *Turre* (dieses heißt *Vorhaar, antiae*), und ist keineswegs gleich bedeutend mit *Chatti scherif*, welches nur von der eigenen Handschrift des Sultans, entweder von ganzen Rescripten aus eigener Hand, oder von *Friedensverträgen*, und besonders wichtigen *Fermanen*, deren Wirksamkeit er mit einer Zeile aus eigener Hand einschärft, gesagt wird. In Betreff des *Cultus* und der *Ulema* scheint der Verf. keine Notiz von *Mouradgea d'Ohssons* vortrefflichem Werke genommen zu haben, das ihm manche Irrungen erspart hätte, wozu er durch ältere Quellen, aus denen er schöpfte, verleitet ward; so kommen z. B. S. 921 die *Fakihs* oder eigentliche Doctoren der Rechtsgelehrsamkeit zwischen den *Santonea* (ein von den Türken gar nicht gekannter Name, den nur europäische Reisebeschreiber erschaffen) und den Scheichen als Erklärer des *Korans* vor, sammt den *Talismanen*, welche die heiligen Bücher abschreiben sollen; diese *Talismane*, welche bey *Löwenklau* und auch bey den *Byzantinern* vorkommen, sind aus *Dänischmed* verstümmelt, welches einen Schüler der zweyten Klasse bedeutet. Die *Küster*

der Moscheen heißen *Kaim* und nicht *Haim*, u. s. w. Die Taschenspielerkünste der Derwische Kadri auf dem Okmeidan, diesseits des Hafens von Konstantinopel sind sehr genau und anziehend beschrieben, und sind fast dieselben, mit denen der Derwische Rufai ein Kloster zu Scutari, welche, so wie die der Derwische Mewlevi zu Pera (in deren Kloster Bonneval begraben liegt), von früheren Reisenden häufig beschrieben worden. Spazierritt des Verf. längst den Mauern Konstantinopels auf der Landseite. Bey dem Wallfahrtsorte der Madonna von Balikli, wo sich in einem unterirdischen Behälter, hinter dem Gnadenbilde, einige Fische mit gelben Schuppen befinden, erwähnt er der schon von Pouqueville nur etwas anders erzählten Legende, daß die ursprünglich gebratene Fische seyen, die von des Kaisers Schlüssel ins Wasser sprangen; diese Fische schreiben sich aber noch von den Byzantinern her, bey denen schon dieses *Agiasma* oder Gnadenquell, χρυσοπύγη, der Goldborn hieß. Nur die gesunkene Einbildungskraft der Neugriechen hat die gelben Schuppen, worin ihre Väter Gold sahen, in gebratene verwandelt. Die Nachrichten über den heutigen Zustand der türkischen Literatur sind sehr dürftig, und wir verweisen deshalb den Hrn. Verfasser an die Übersicht derselben in Eichhorns Literaturgeschichte. Reste der Alterthümer Konstantinopels. Die Säulen, Cisternen, Wasserleitungen, Bäder, Fontänen, Chane, Basare, Moscheen und andere öffentliche Gebäude. In der Note S. 966 bezieht sich der Verf. auf Thorntons schätzbares Werk, in Betreff der Contraste der Sitten und Lebensart der Türken und Europäer, denen er noch einige beysetzt, als: die Türken gehen einwärts — steigen auf der rechten Seite des Pferdes auf — führen ihre Gäste die ersten in ein Zimmer, und die letzten heraus — bedienen sich bey Tische zuerst — gehen schnell als Zeichen der Ehrfurcht — scheeren den Kopf und lassen den Bart wachsen. Daß ihre Trauer weiß seye, ist nicht dem so, wohl aber ist sie violett oder blau, nach dem Beyspiele der ältesten persischen Könige, von denen diese Etikette, durch das Medium der Byzantiner, bis in das jüngste Trauerceremoniel Napoleons übergegangen war. Die schneidendsten solcher Contraste des Ostens und Westens finden sich bey Björnstaal, denen sich noch sehr viele andere anreihen lassen; so ganz entgegengesetzt, bewährt sich die Verschiedenheit des Orientalen und Occidentalen bis in die geringste Kleinigkeit, z. B. bis in die Prosodie, wo der Araber, Perser und Türke seine kurzen Sylben mit *Herket* (—) seine langen mit *Dschesm* (◊) andeutet. — Was der Verf. über die Moschee klein St. Sophia (ehmals die Kirche der heiligen Bacchus und Sergius) sagt, ist aus Gillius, denn, wenn er das Innere derselben selbst

gesehen hätte, würde er ganz gewiß die in großen Buchstaben um das Gefries herumlaufende, aus zwölf Hexametern bestehende griechische Inschrift (die sich in den Papieren des Recn. befindet) abzuschreiben werth gefunden haben. In der Note zu S. 974 ist ein gewaltiger Irrthum. Es gibt in der türkischen Regentenreihe keinen Mohammed den fünften; der Nachfolger Ahmeds III. war Mahmud I., der von einigen europäischen Geschichtschreibern falsch Mohammed V., so wie Suleiman Kanuni irrig der II. statt der I. genannt wird; der Nachfolger Mahmuds I. aber war dann erst Osman der dritte. Eben so unrichtig ist die Note zur S. 981, wo das *ssi* als der türkische Artikel aufgeführt wird, so daß *Jenitscheri Agassi*, der Aga der Janitscharen heißen soll; dieses *ssi*, das bisher allgemein als pronomen possessivum affixum angesehen ward, wird, wenn zwey Hauptwörter im Verhältnisse des Genitivs stehen, dem Regierenden zur Bezeichnung dieses Verhältnisses angehängt; daß es bey einigen, ohngeachtet dieses Verhältnisses, weggelassen wird, ist Sache des Gebrauches, und in der Bedeutung ist gar kein Unterschied zwischen *Kislar Aga* und *Kislar Agassi*, zwischen *Jenitscheri Aga* und *Jenitscheri Agassi*. — In der Note S. 1000 wird nach Burtons Bericht angeführt, daß Sultan Suleiman *nolo*, d. i. dieß soll geschehen, gesagt haben; nun heißt aber *nolo* auf türkisch gar nichts, und der Sultan wird vielleicht *no ola*, d. i. was soll's seyn? gesagt haben. — Den Beschluß der Reisebeschreibung macht die mit vollkommener Sachkenntniß verfaßte Erzählung der letzten zwey Revolutionen und der denselben vorhergehenden Einrichtungen des *Nisami Dschedid* und der dazu gehörenden stehenden Miliz, welche auch der regierende Sultan Mahmud II. nur unter anderer Form wieder herstellen zu wollen scheint. Der Anhang zur Reisebeschreibung enthält die Inschriften von Chäronea nach Meletius, die von Archomenos, Talandios und dem Paneum zu Varez. Über die neugriechische Aussprache verbreitet sich der Verf. sehr umständlich, indem er alle Buchstaben des griechischen Alphabetes durchgeht, und die Ausartung aus der alten griechischen Aussprache zu zeigen sich bemüht. Das *Δ* ist keineswegs in dem Munde der heutigen Griechen unser *D*, sondern ein weiches englisches *th*, so wie das *D* ein weiches *T* ist, und wir sprechen *Dendron* daher anders aus als der Neugriechen *Δενδρον*. Bey dem *Θ* leitet der Verf. das holländische *thoeter* vom griechischen *θυγάτηρ*, wo die Verwandtschaft desselben, so wie die des englischen *daughter* und des deutschen *Tochter* mit dem persischen *dochter* doch weit näher liegt. Wir können hier dem Hrn. Verf. nicht in seine Untersuchungen über die Diphthonge folgen, durch deren Resultat die heutige griechische Aussprache, welche mehrere der Schrift

nach verschiedene Diphthonge gleich ausspricht, vollkommen als unstatthaft erscheint, worüber sich Neugriechen vertheidigen mögen; wie sehr diese aber auch in der Aussprache der Diphthongen und Vokale und in der Accentuirung von der alten Leseweise abweichen mögen, so ist Rec. doch der Meinung, daß sie das lebendige Wort ihrer Väter ganz gewiß treuer bewahrt haben, als in der toten Schrift europäischer Schulen, und daß es also (auch schon der praktischen Nützlichkeit des Neugriechischen willen) weit rathsamer wäre auch auf unseren Schulen die neugriechische Aussprache zu lehren als die Erasmische, indem man hierdurch ganz gewiß der wahren Aussprache näher wäre, als es sonst Europäer, und besonders die Engländer sind, welche das Griechische wie das Lateinische bloß auf englisch aussprechen, und z. B. *aitae* statt *ita*, und *ischiaem* statt *etiam* sagen. — Nun folgen griechische Texte als Belege des heutigen Neugriechischen aus Meletius, der Übersetzung des Thucydides sammt einigen griechischen Kozakia oder Liedern, die der Verf. mit Anmerkungen begleitet. Die meisten Worte, die er hier nicht aus dem Altgriechischen zu erklären weiß, sind türkisch oder arabisch, und bestätigen daher die festgestellte Meinung des Verfs., daß das Neugriechische, so wie es heut zu Tage gesprochen wird, sich erst seit dem Verkehre der Griechen mit den Osmanen geformt habe; solche Wörter sind z. B. *χαζι*, das arabische *حظ*, Vergnügen; *važe*, das persische *نار* anmuthsvolle Bewegungen oder auch *minauderies*; *voiazi*, das türkische *نیاز*, das aber eigentlich *Bitte* und nicht *Sorge* heißt. Dafür aber muß Rec. den Neugriechen ein anderes Wort vindiciren, das sowohl Hr. H., als sein Reisegefährte Lord Byron, für türkisch ausgeben, nämlich: *Comboloio*, ein Rosenkranz, der auf arabisch und türkisch *Tesbih* heißt, und auf griechisch *Κόμπος λογος*, d. i. *Sinnknoten*, geschrieben wird. Ein anderer philologischer Irrthum, den Hr. H. in der Note zur S. 945 mit seinem Freunde L. B. theilt, ist, daß er *Suleima* als das türkische Wort für *Sublimat* ausgibt, welches aber weder *Suleima*, wie Lord Byron, noch *Suleiman*, wie Pouqueville

behauptet, sondern *سُلْمَن* *Sülmen* oder *Sülümen* heißt (S. Tarif de douane, Constant. 1802, S. 31). In dem Verse *Κ' ἐμείς γὰρ σοῦ τὴν φέρομεν* des dem Recp. wohl bekannten Liedes ist das *σοῦ*, das Hr. H. nicht zu erklären weiß, nur ein Schreibfehler für *σου*; daß wir sie *dir* bringen. Eine sehr anziehende Zugabe des Anhangs ist die pragmatische Erzählung der letzten englischen Expedition durch die Dardanellen, und ein Auszug der albanesischen

Grammatik von P. Maria da Lecce, welchem ein paar Fac-simile von Ali Pascha's Handschrift, und ein Paar Proben griechischer Musik folgen.

Wir bedauern, daß uns der Raum dieser Blätter verbeut, größere Auszüge aus diesem so reichhaltigen Werke zu liefern, schmeicheln uns aber, daß das Gesagte genügt, um denselben die wohlverdiente Aufmerksamkeit aller Leser von Reisebeschreibungen, und insbesondere aller Philhellenen und Liebhaber der Levante zuzuwenden. Σ.

Mathematik.

Methodi projectionis orthographicae usum ad calculos parallaxicos facilitandos explicavit simulque eclipsin solarem die 7. Sept. 1820 apparituram hoc modo tractatam mappaque geographica illustratam tamquam exemplum proposuit Christianus Ludovicus Gerling. Goettingae in commissis apud Vandenhöck et Ruprecht. 1812. 48 S. in 4. Mit 1 Kupfer.

Sonnenfinsternisse, Durchgänge und Bedeckungen kann man als Aufgaben der analytischen Geometrie behandeln, indem es bey ihnen darauf ankömmt, den Winkel zu finden, unter dem die Mittelpuncte der beyden Himmelskörper am Standpuncte des Beobachters erscheinen. Bey den Mondfinsternissen bestimmt man den Durchschnitt des Schattenkegels mit der Mondfläche. Unser Verf. handelt in gegenwärtiger Abhandlung von den Sonnenfinsternissen. Man bezieht alle Puncte auf eine Ebene, welche auf die vom Mittelpuncte der Sonne zum Mittelpuncte der Erde gezogene Gerade (Fundamentallinie) senkrecht und durch des Mondes Mittelpunct gelegt wird, die bey den krummlinigen Bewegungen der Himmelskörper sich immer parallel bleibt (Projectionsebene). Man bestimmt drey senkrecht coordinirte Ebenen, deren Scheitel in der Fundamentallinie liegt. Eine der Ebenen sey mit der Projectionsebene einerley oder ihr parallel, die Fundamentallinie ist also der Durchschnitt der beyden andern Ebenen. Eine dieser beyden Ebenen kann entweder durch den Pol der Ekliptik oder durch den Pol des Äquators gelegt werden (hiedurch ist die dritte Ebene bestimmt), und es entstehen hieraus zwey verschiedene Aufgaben, die der Verf. beyde nach einander auflöset, und durch das Beyspiel der Sonnenfinsternis vom 7. Sept. 1820 und ihren geographischen Entwurf erläutert. Schade, daß der Verf. der lateinischen Sprache nicht mächtig ist; so heißt bey ihm *Sensibus obnoxium reddere pag. 1* den Sinnen darstellen, pag. 2 *tamen inter omnes convenit unum idemque planum eligere*, soll wohl heißen: alle Geometer nehmen eine und dieselbe Ebene an u. s. w.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 85.

Dienstag, den 25. October

1814.

Heilkunde.

Allgemeine Pathologie des menschlichen Körpers (.)
von Dr. F. G. Gmelin, ordentl. öffentl. Lehrer der Arzneykunst zu Tübingen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1813. XII und 403 S. in 8.

Nur mit Schüchternheit wagt auch der Hr. Verf. (Vorrede S. III) hier einen Versuch in einer Disciplin, die von ihrer ersten Entstehung an, am meisten aber in den letzten Jahrzehenden ein Tummelplatz literärischer Streitigkeiten war. Sein Bestreben bey diesem Versuche ist, das Alte und noch Brauchbare in seinen Rechten zu erhalten, dabey die Fortschritte der neueren Zeit zu benützen, und so Altes und Neues in ein Ganzes harmonisch zu verschmelzen. Wir können versichern, das sein Bestreben den Zweck nicht verfehlt, und sein Versuch neben den neuesten Bearbeitungen der Pathologie eine ehrenvolle Erwähnung verdiene. Bey der Bearbeitung seines Gegenstandes glaubte der Hr. Verf. sowohl den Fehler derer, welche zu sehr bey dem Allgemeinen und bey den Elementen der Erscheinungen stehen bleiben, als jener, welche sich zu sehr ins Specielle und Concrete verbreiten, dadurch zu vermeiden, das er die (allgemeine) Pathologie in einen *allgemeinen* und *speciellen* (?) Theil abtheilte; wovon er jenen auch als Einleitung zum Ganzen betrachtet wissen will, in diesem möglichst auf jenen zurückzuweisen, zugleich aber die Aussicht auf das Concrete der Erscheinungen offen zu erhalten suchte. Zwischen beyde Theile ist die Aetiologie gestellt; und zuletzt (im vierten Hauptstücke) wird von den Krankheiten als concreten Erscheinungen und ihren allgemeinen Verschiedenheiten gehandelt, um von hier aus das Band befestigen zu können, durch welches (S. V) die Nosologie als ganz specielle (?) Krankheitslehre, an die Pathologie an-

Zehntes Heft.

geknüpft werden muß. Der logische Leser wird mit Grunde fragen, was es mit dem *speciellen* Theile der *allgemeinen* Pathologie für ein Bewandniß habe? — Wir antworten, das damit die Symptomatologie gemeint sey, und bemerken blofs, das es sich leichter rechtfertigen ließe, wenn man die Symptomatologie mit mehreren Pathologen zur speciellen Pathologie oder Nosologie ziehen, und ihr als Einleitung einverleiben, oder eigentlich voranschicken wollte. Allein die gesammte allgemeine Krankheitslehre mit ihren gewöhnlichen Abtheilungen ist gewissermassen Einleitung in die besondere, ohne doch einen wesentlichen Theil derselben ihrer Natur nach ausmachen zu können; sie ist Philosophie der Krankheiten überhaupt, die besondere Pathologie aber Geschichte und Beschreibung der einzelnen, besonderen Krankheitsformen. Die Gegenstände jener sind: die Krankheit an sich, die Elemente oder Principien ihrer Formen, und die Gesetze und Bedingnisse ihrer Entstehung und ihres Bestehens. Bedarf es demnach wohl noch einer Abtheilung der Lehre von den Krankheiten in abstracto, in eine allgemeine und specielle? Ist es ferner zu billigen, das der Hr. Verf. zwischen die Betrachtungen über Krankheit und über die einfachen krankhaften Erscheinungen im menschlichen Organismus die Lehre von den Krankheitsursachen hineinschiebt? —

Wir gehen an die Anzeige des Inhaltes selbst. Die ganze Schrift ist in vier Hauptstücke abgetheilt, wovon das erste: *allgemeine Pathologie*; das zweyte: *Aetiologie*; das dritte: *specielle Pathologie*; und das letzte: *von den Krankheiten selbst und ihren allgemeinen Verschiedenheiten*, überschrieben ist.

In dem *ersten Hauptstücke* (S. 3—34) wird gehandelt von dem Gegenstande der Pathologie, von der Krankheit, den Merkmalen, dem allgemeinsten Begriffe, dem Wesen, den Symptomen, Ursachen, Folgen u. s. w. der Krankheit. *Pathologie* nennt der Hr. Verf. die Lehre von den krankhaften Affekten des menschlichen Körpers. Sie beschäftigt sich (S. 3) blofs mit den allgemeinen Be-

griffen der Krankheit, ihren allgemeinen Merkmalen, den Gesetzen ihrer Entstehung und ihres Daseyns; sie ist das allgemeine Wissen von den Krankheiten, die Philosophie der Krankheiten, und verhält sich zur Nosologie (speciellen Pathologie) wie die Naturphilosophie zu der Naturgeschichte. Krankheit ist ihm ein besonderer Zustand des Organismus, eine besondere Art des Lebens, divergirend von dem gesunden Zustande, aber keineswegs ihm entgegen gesetzt. Da krank seyn blofs dem Organismus und dem Leben als solchen zukömmt (S. 6), Krankheit aber blofs veränderter Zustand des Organismus und des Lebens ist; so muß der Begriff von Krankheit aus dem Begriffe des Organismus und des Lebens abgeleitet werden. Sehr schön wird nun (S. 7 u. f.) gezeigt, daß, da der Organismus und das Leben von verschiedenen Gesichtspuncten betrachtet werden kann, der Begriff der Krankheit auch nach dem gewählten Standpuncte, ein verschiedener seyn müsse, und nur in Vereinigung dieser verschiedenen Ansichten jener Begriff möglichst erschöpft werden könne. Die Ansichten selbst sind kurz aufgestellt; sie beruhen theils auf einem *blofs subjectiven* (für die Anwendung unbrauchbaren) Principe, der Idee des Organismus (nach Kant) als eines Produktes der Natur, in welchem alles zugleich Mittel und Zweck ist, theils auf einem *objectiven* Grunde, der Betrachtung des Lebens als des Veränderlichen in der Zeit, wovon sich wieder ein doppelter Begriff aufstellen läßt, je nachdem das Leben so an sich, oder in Beziehung zur Aussenwelt betrachtet wird; dort erscheint es als Entwicklung, hier in einem beständigen Conflict mit der Aussenwelt, zwar bestimmbar durch sie, aber doch wieder selbstständig und sich selbst bestimmend. Der philosophische Leser wird nach dieser Andeutung die Begriffe von Gesundheit, Krankheit und Tod, wie sie der Hr. Verf. aus diesen Ansichten entwickelt, sich um so leichter selbst bilden, da sie nichts weniger als neu sind. — Was das *Wesen der Krankheit* anbelangt, so sind wir (S. 13) bey dem jetzigen Zustande der Wissenschaft zwar noch nicht im Stande, dasselbe aus *einem* Principe abzuleiten, doch bleibt uns unbenommen, die Grundgesetze des Lebens, die sich freylich noch nicht auf ein einziges zurückbringen lassen, zu erforschen, und aus ihren verschiedenen Abweichungen die Krankheit abzuleiten, die dann auch nicht auf *einen* Ausdruck gebracht werden kann. Nun betrachtet der Hr. Verf. die Erregbarkeit und ihre Gesetze, verschiedene Arten der Erregung, Receptivität und Spontaneität, organische Expansion und Contraction, und bestimmt Seite 28 die Begriffe von Symptomen, Ursachen, Folgen u. s. w. der Krankheit.

Das zweyte Hauptstück, die *Ätiologie*, handelt von S. 37 bis 96 nach einer kurzen Einleitung zuerst von den Krankheitsanlagen, dann von den schädlichen Potenzen, als den äusseren Einflüssen, die als Krankheitsursachen wirken. Die Krankheitsanlagen werden in natürliche (allgemeine und besondere), und in widernatürliche Krankheitsanlagen unterschieden, und unter den natürlichen besonderen, Alter, Geschlecht, Temperament, Constitution, Gewohnheit, Idiosynkrasie in Betrachtung gezogen. Unter den schädlichen Potenzen wird der krankmachende Einfluß der Atmosphäre, der Nahrungsmittel, Arzneyen und Gifte, der ansteckenden Potenzen, Gemüthsbewegungen, der geistigen Thätigkeit, des willkürlichen Übermaßes von Schlafen und Wachen, der willkürlichen Bewegung, der Fehler in Befriedigung des Geschlechtstriebes und im Säugen auf eine Art erörtert, die den Verf. als denkenden und fleißigen Naturforscher beurkundet. Warum aber sind die auf mechanische Weise Krankheit veranlassenden Potenzen, deren jede vollständige Ätiologie erwähnen muß, hier gänzlich übergangen? — Wer übrigens weiß, wie man auf diesem Gebiete keinen Schritt vorwärts thun kann, ohne auf eine Überzahl von Hypothesen zu stoßen, wird das rühmliche Bestreben unsers Verfs. nicht verkennen, denselben nach Thunlichkeit auszuweichen, und den unvermeidbaren, keinen unverdienten hohen Werth beyzulegen.

Das dritte Hauptstück, die *specielle Pathologie* (eigentlich wie gesagt, die Symptomatologie) befaßt sich S. 99 bis 384 in vier Abtheilungen mit den Erscheinungen: A) krankhafter, sensorieller Thätigkeit; B) krankhafter Irritabilität; C) des krankhaften turgor vitalis, und D) krankhafter Bildungsthätigkeit. In der ersten Abtheilung kommen insbesondere vor: Störungen des Gemeingefühls, als: Übelbefinden, Ekel, Angst u. s. w., krankhafte thierische Appetite; krankhafte Empfindungen der Sinnorgane, und krankhafte Zustände in Beziehung auf Wachen und Schlafen; dann Störungen der geistigen Thätigkeit; — in der zweyten Abtheilung: übermäßige Spannung, Atonie, Krampf und Zuckung, veränderte Richtung der Irritabilitäts-Bewegungen, Schwäche und Lähmung der irritablen Organe; — in der dritten: vermehrter, verminderter Lebensturgor, Aufwallung des Blutes, Congestion des Blutes, Fieber, Blutfluß, Entzündung; — in der vierten endlich: krankhafte Assimilation, krankhafte Absonderung, krankhafte Bildung, Entwicklung, Ernährung und Reproduction des Körpers, wobey die Fehler der Chylification, der Lymph- und Blutbildung, der Reassimilation des thierischen Stoffes, dann die Fehler der ersten Bildung, der Entwicklung und

des Wachstums, der Ernährung, der Reproduction, krankhafte Hervorbringung unzweckmässiger Gebilde, und die Fehler der Zeugungsthätigkeit näher beleuchtet werden. Die Gegenstände dieses Hauptstückes sind, wie unsere Leser bemerkt haben werden, logisch geordnet, und was die Bearbeitung derselben betrifft, so hält Rec. dafür, daß sie jeden philosophischen Arzt mehr, als so manche seit Gaub erschienene Symptomatologie, befriedigen werde, obgleich bey dem großen Scharfsinne, den der Verf. bey Erklärung der krankhaften Erscheinungen beweiset, doch Vieles theils noch unerörtert, theils wenigstens nicht unerschütterlich begründet geblieben ist.

In dem vierten Hauptstücke wird S. 387—403 von den Krankheiten als concreten Erscheinungen, von ihrer Eintheilung, den Verschiedenheiten derselben nach ihrem Wesen, ihrem Sitze, ihren entfernten Ursachen, ihrem Verlaufe, Ausgange, Grade u. s. w. das Wissenswerthe, allgemein Bekannte kurz angeführt. Der Hr. Verf. hütet sich, da das Wesen der Krankheiten uns nicht durch unmittelbare Wahrnehmung gegeben sey, Verschiedenheiten derselben nach ihrem Wesen ausdrücklich anzugeben, und erklärt S. 393 in dieser Hinsicht, daß es für Kunst und Wissenschaft höchst förderlich sey, die Formen der Krankheiten in allen ihren Schattirungen zu erforschen, um es einst noch dahin zu bringen, mit Gewisheit aus der Form auf das, wenn gleich an sich unerkannte und stillschweigend vorausgesetzte Wesen, schließen zu können.

Die Schreibart des Verfs. ist rein und ungezwungen; die Auflage des Buches steht im Ganzen unter dessen innerem Werthe.

J. B. Wilbrand ordentl. öffentl. Lehrer der Anatomie, der vergleichenden Anatomie, der Physiologie und der Naturgeschichte zu Gießen etc. *Das Hautsystem in allen seinen Verzweigungen anatomisch-physiologisch und pathologisch dargestellt.* 8. 182 S. Gießen 1813. bey Gr. Fr. Heyer.

In der Vorrede heist es: obwohl das Hautsystem in dreyfacher Hinsicht abgehandelt wird, so sey doch der Standpunkt, aus welchem diese Schrift betrachtet werden soll, das Physiologische; der anatomische und pathologische Theil wäre nur des Physiologischen wegen beygefügt worden. Dem Verf. sey die Natur der Lebenserscheinungen in seiner Darstellung vollkommen klar, und in jeder andern dunkel, daher wünscht er auch, daß die

Ärzte, welche nach Klarheit in der Physiologie und Pathologie und nach gröfserer Bestimmtheit im ärztlichen Handeln streben, darin eine Nahrung finden mögen. Nachdem der Verf. selbst diese Schrift aus dem physiologischen Standpunkte betrachtet wissen will, so soll auch nur in dieser Hinsicht das Besondere ausgehoben und beurtheilt unsern Lesern mitgetheilt werden.

Durch den Übergang des Flüssigen in das Feste geschieht die Gestaltung überhaupt und insbesondere die Organisation, welche zugleich einer beständigen Auflösung unterworfen ist. Bey dem Erstern zeigt sich die thierische Materie zuerst als ein aus lebendigen Molekullen bestehenden Schleime, und aus diesem geht dann das Zellengewebe und die Faser hervor. Beyde Gebilde sind in den Muskeln, Sehnen, Bändern, Knochen u. s. w. mit-sammen vorhanden, in dem Innern des Nervensystems hingegen verschwunden. (Rec. weiß nicht, wie der Verf. das Letztere verstanden haben will, da ihm auch bekannt seyn wird, daß das Hirnmark an mehreren Stellen offenbar eine Faserbildung zeigt, und in den Nerven auch Fäden bildet, welche mit feinem Zellengewebe verbunden und in zelligen Häuten eingeschlossen sind. Weiter heist es: Das Zellengewebe geht nach aussen durch Verdichtheit in die Haut, diese in das Malpighische Netz, und dieses in die Epidermis über, doch so, daß alle eins und dasselbe Gebilde sind, und nur unter einer andern Metamorphose erscheinen. Die Epidermis ist nur ein ausgetrockneter Schleim, und kein lebendiges Gebilde. Bey den Infusorien, Polypen u. drgl. ist diese Verschiedenheit nur der Anlage nach vorhanden, bey Fischen und Amphibien ist die Epidermis Schleim, bey den Schalthieren eine erstarrte Kalkrinde. Die Schuppen bey Fischen, die Hornmasse bey Insekten, die Federn bey Vögeln, und die Haare bey Saugthieren sind zwar auch Produktionen der Epidermis. Dieses nach aussen verschiedentlich ausgebildete Hautorgan verbreitet sich nach Innen durch die Öffnungen der Augenlieder, der Nase, des Mundes, des Afters und der Geburtstheile, und von da durch die Ausführungsgänge in die Meibomischen Drüsen, in die Thränenrüsen, in die Speicheldrüsen, in die Luftröhre und die Lungen; aus den Gedärmen durch die Gallengänge in die Leber und in die Magendrüse; aus den Geburtstheilen in die Harnblase, Harngänge und Nieren, dann auch in die Samenbläschen, Samengänge und Hoden; bey den Weibern in die Mutterscheide, die Gebärmutter und Muttertrompeten; von der Brustwarze durch die Milchgänge in die Brüste u. s. w. Auf die Weise werden alle diese Organe als Fortsetzungen der äufsern Bedeckung angesehen, mit der sie ein Ganzes ausmachen.

Nach dieser anatomischen Darstellung des Hautsystems geht der Verf. zu der physiologischen als zu dem Hauptgegenstande seiner Untersuchung über. Jedes organische Individuum besteht nur in dem Zusammenhange mit der äußern Natur, aus der es zu seiner Subsistenz fremde Stoffe aufnimmt, andere dahin absetzt, und durch das Athmen belebt wird; und da der Zusammenhang mit der äußern Natur durch das Hautsystem vermittelt wird, so fallen auch die Funktionen der Absorption, Assimilation, Secretion, Excretion und Respiration ausschließlich dem Hautsysteme anheim. Um der Lieblings-Idee Willen von der Verzweigung des Hautsystems muß bey dem Verf. die Tunica villosa der Gedärme eine Fortsetzung des Malpighischen Netzes seyn, und obwohl sie in ihrer Struktur höchst verschieden sind, (indem die Tunica villosa äußerst gefäßreich und das Malpighische Netz ganz gefäßlos ist) so muß auch das Malpighische Netz die Verriichtung der Einsaugung und Absonderung wie die Tunica villosa, der Meinung des Verfs. zu Folge, haben. Die Mündungen der einsaugenden Gefäße und namentlich der Milchgefäße werden für eine unerweisliche Hypothese erklärt, und dagegen behauptet, daß ein jedes Gefäß in dem Gebilde, worin es sich verfeinert, sich endlich ganz auflöse, und in die Natur und Substanz des Gebildes umwandle. So werden auch nicht nur die offenen Mündungen der aushauchenden Gefäße und die Poren in den Wänden der Gefäße, sondern auch die Haargefäße, durch welche der Übergang des Blutes aus den Arterien in die Venen geschieht, geläugnet, weil nach seiner Meinung die feinsten Verzweigungen sowohl der Arterien als Venen und der lymphatischen Gefäße sich in die Substanz jedes Gebildes, wo sie zugegen sind, auflösen, daher wäre also das Wesen und die Substanz der thierischen Materie das Ende aller nach außen führenden, und die Wurzel der nach innen führenden Gefäße, und das gesammte Arterienblut verwandle sich da in die Substanz der Organe, und diese Substanz wieder in das Venenblut, welches die Venen wieder nach Innen zurückführen.

Die Einwendung gegen seine Meinung, daß die Injectionen aus den Arterien in die Venen übergehen, und daß folglich zwischen ihnen eine unmittelbare Verbindung seyn müsse, läßt er nicht gelten unter dem Vorwande, daß dieses eine seltene Ausnahme von der regulären Bildung sey, oder es geschehe wo eine Berstung in den eingespritzten Gefäßen Statt gehabt hatte. Allein was soll diese Ausnahme von der regulären Bildung seiner Meinung nützen, wenn das Blut aus den Arterien in die Venen ohne jener Metamorphose übergeht, dann könnte ja auch seiner Meinung zu Folge kein Lebensprozess in einem solchen Gebilde

Statt haben, weil der Lebensprozess in dieser Metamorphose besteht; und was die Berstung der eingespritzten Arterien betrifft, diese verursacht nur ein Extravasat der Injectionsmasse und füllet keineswegs die Venen. Der Verf. geht in der Vorliebe für seine Meinung so weit, daß er dem *Malpighi*, *Leuwenhöck* und *Haller*, welche die verbindenden Haargefäße zwischen den Arterien und Venen in dem Schweife der Fische und dergleichen durchsichtigen Theilen verschiedener Thiere mittelst des Mikroskops gesehen haben, alle Glaubwürdigkeit abspricht; und aus welchem Grunde? weil man, sagt er, die Blutwelle aus den feinsten Arterienzweigen in die Venen unmöglich verfolgen kann, und weil dieses nur der Fall bey kaltblütigen Thieren seyn mag. Also doch bey den kaltblütigen; und warum nicht auch bey den warmblütigen? Wer mit feinen Injectionen sich abgibt, der wird auch finden, daß bey menschlichen Leichen die Injection in der Haut und in der Lunge leichter als in andern Theilen aus den Arterien in die Venen, zuweilen aber auch mit Zurücklassung der Farbe, übergeht, weil dort die verbindenden Haargefäße stärker sind. Den Einwurf, daß das Arterienblut in die schwammigen Körper der Ruthe durch Öffnungen der Arterien einströme und durch Öffnungen der Venen wieder abgeleitet werde, beantwortet er; daß diese ebenfalls grundlose Hypothese durch keine Beobachtung noch durch einen vernünftigen Grund unterstützt werden könne, daß das stärkere Zuströmen des Blutes hier nur die Metamorphose erhöhe, und daß hier die Blutbewegung wie in andern Theilen des Körpers, nämlich in der steten Verwandlung und Durchbildung geschehen müsse; das will also so viel sagen: das Arterienblut wird bey dem Anschwellen der Ruthe in die Substanz der schwammigen Körper, und die Substanz der schwammigen Körper wieder in das Venenblut umwandelt! Diese Paradoxy wird wohl bey Niemanden Eingang finden, dem es bekannt ist, daß in den Versuchen des *Albin* und Anderer, die schwammigen Körper bey Hunden, nachdem ihr angeschwollenes Glied unterbunden und abgesehritten wurde, mit Blut angefüllt waren.

Der Grund worauf Hr. W. vorzüglich seine Meinung stützt, und den er öfters anführt, ist aus dem Vergleiche der Infusorien und Polypen mit den mehr ausgebildeten Thieren genommen, indem die erstern noch keine Gefäße haben, und die Gefäße erst bey der Continuität der Erzeugung organischer Natur aus der indifferenten Substanz einzelner Gebilde zum Daseyn hervorgerufen werden; aus diesem schließt er, dieses müsse auch der Fall bey dem Menschen seyn, daß die Gefäße, die Venen, aus der Substanz der Organe hervorgehn, und im Gegentheil die Arterien in die Sub-

stanz der Organe untergehn. Allein bey dem genannten Vergleiche des Organismus der Infusorien und Polypen mit dem der vollkommenen Thiere und des Menschen, ergiebt sich leicht das Irrige dieses Schlusses; denn der Körper der Infusorien und der Polypen ist so klein, so zart, und seine Wände so dünn, daß er von dem Elemente, in dem und von dem er lebt, leicht ganz durchdrungen werden kann; seine Erhaltung durch den Wechsel der Materie, ist daher bloß auf die Activität der Affinitätskräfte berechnet, durch die er aus dem umgebenden Elemente neue Stoffe auf dem kürzesten Wege anzieht, und die abgenützten dahin abstosset. Der Körper der vollkommenen Thiere so wie des Menschen ist zu groß, als daß durch bloße Affinitätskräfte in alle seine Theile und in alle ihre Punkte die neuen Stoffe von außen gebracht, und die abgenützten wieder von innen hinausgeschafft werden könnten; dazu waren Canäle nothwendig, durch welche die neuen Stoffe in alle Theile bis an die Grenzen der Wirksamkeit der Affinitäten mit Beyhülfe mechanischer Kräfte gebracht werden müssen. Der Lebensprozeß besteht ebenfalls in einem Berührungsprozeße, das Feste muß sich überall mit dem Flüssigen berühren, um aus diesem Stoffe aufzunehmen und im Gegentheil seine abgenützten Stoffe dahin abzusetzen; dieses wird bey den Infusorien ihrer kleinen und zarten Gebilde wegen leicht, nicht aber bey den großen und voluminösen, der vollkommenen Thiere ohne die zuführenden und abführenden Canäle erreicht. Wie sehr es bey den Lebensprozessen auf die unmittelbare Berührung des Festen mit den Flüssigen ankommt, sehen wir an den Vegetabilien, welche ihre Wurzeln, Äste und Blätter so sehr vervielfältigen um eine große Berührungsfläche mit den Umgebungen zu erhalten und dadurch desto mehr Stoffe aus ihnen aufnehmen und wieder dahin absetzen zu können; desgleichen verzweigen sich auch in den innern, und von den Umgebungen-entfernten Gebilden größerer Thiere, ihre Gefäße in die zahlreichsten und feinsten Äste, so daß ein jedes Molekul der zum Ersatz zugeführten Säfte mit den festen Theilen in Berührung kommt, um sich ihre Stoffe wechselseitig mittheilen zu können. Überdies nehmen die einsaugenden Gefäße nicht allein assimilirbare, sondern auch unassimilirbare und selbst schädliche Stoffe auf, und führen sie in die Blutmasse; das Blut mit diesen unassimilirbaren Theilen kann also nicht ganz in die Substanz der Gebilde umwandelt werden, sondern während die assimilirbaren Theile aus dem Arterienblute in die Substanz der Gebilde aufgenommen werden, müssen die unassimilirbaren durch die Continuität der Gefäße in die Venen, und somit in den Kreislauf wieder zurückkehren,

um durch wiederholte Thätigkeiten mehr angeeignet oder ausgeschafft zu werden.

Seiner angenommenen Meinung getreu, läugnet endlich der Verfasser auch die Luftzellen, in welche sich die Luftröhre mit ihren Verzweigungen in der Lunge endet, und behauptet, die kleinsten Zweige der Luftröhre endigen sich, so wie die Arterien und Venen, in die Substanz der Lunge, da man ihre wirkliche Endigung nirgends aufzuweisen vermag, und nennt daher die Luftzellen eine zu Gunsten der mechanischen Physiologie ersonnene Hypothese. Wenn wir aber die Lunge durch die Luftröhre mit einer festen Masse einspritzen, und sie dann corrodiren lassen, so sehen wir an den feinen Enden der Luftröhrenäste kleine und unregelmäßig geformte Kügelchen angehäuft, welche wie die Beeren an einer Traube dicht beysammen hängen, und die Form so wie die Größe der Luftzellen uns darstellen, wir müßten also zu Gunsten der Meinung des Verfs. wirklich nicht sehen, und selbst nicht fühlen.

Die Nerven läßt er ebenfalls in der Substanz des Hautsystems entstehen, und erklärt alles, was man von den Nervenwärtchen gesagt hat, für Hypothese, weil, wenn gleich die Nerven bis in die Haut verfolgt werden können, man doch nicht berechtigt sey zu sagen: die kleinen Erhabenheiten der Haut sind die warzenförmigen Ende der Nerven. Recensent weiß nicht, daß Jemand die Hautwärtchen oder die Zungenwärtchen für warzenförmige Ende der Nerven selbst gehalten habe, wohl aber für Erhabenheiten der allgemeinen Bedeckung, welche mit Gefäßen versehen sind, und in welche auch die Nerven sich verzweigen. Übrigens ehret Rec. den Eifer und das literarische Verdienst des Hrn. Verfassers, wünscht aber, daß er in seine Ideen, da wo sie mit der Erfahrung offenbar im Widerspruche sind, selbst mehr Misstrauen setzen möge, um bey seinem rühmlichen Bestreben für die Aufklärung der Physiologie nicht das Gegentheil zu bewirken.

Vermischte Schriften.

Anleitung wie man nach bestimmten Verhältnissen die passendste Stangenzümung finden kann. Nebst einer einfachen Ansicht der Grundsätze der Zümmung. Von Max. Ritter von Weyrother. Wien 1814. In Commission bey Schauburg und Comp. Auf Kosten des Verfassers. 75 S. in 8. (Mit zwey Kupfert.)

Für den Recn., der seit vielen Jahren unter

den mehreren mathematischen Betrachtungen, zu denen das Reiten Veranlassung gibt, insbesondere die Zäumung seiner beobachtenden und nachdenkenden Aufmerksamkeit widmet, ist es eine erfreuliche Erscheinung diesen Gegenstand abermal in Anregung gebracht zu sehen, da hierüber noch immer so entgegengesetzte Meinungen vorgetragen werden, als es die Hebelarten selbst sind. Die Zäumung ist das Mittel, wodurch sich der Reiter seinem Pferde am zusammenhängendsten verständlich macht — equo fraenato est auris in ore, sagt in einem sprechenden Bilde Horaz — es lohnt sich also wohl sehr der Mühe, recht zu untersuchen, wie die Functionen dieses künstlichen Ohres beschaffen sind.

So viel auch über die Zäumung bey älteren und neueren Lehrern und Schriftstellern — Beydes ist nicht immer Eins — vorkommt, und einer dem andern in gedankenloser Gläubigkeit nachsagt, so bemerkt man doch, auch bey den vorzüglicheren unter ihnen, z. B. Prigelius (vollst. Pferdewiss. S. 350, 352, und an mehreren andern Stellen) wie verworren hierüber ihre Vorstellungen sind, mit welchen sie sich hinter mathematischen Kunstwörtern verbergen, und wie sie, um dem genialischen Jean Paul einen neuern Ausdruck abzuborgen, trüben Wein in dunkle Gefäße einschenken.

Der Verf. trägt in gedrängter Kürze die bekannten Lehrsätze von den beyden Hebelarten aus der Statik (nicht Mechanik, wie gleich im Anfange steht) vor, wobey, wie sich's von selbst versteht, bey der Anwendung auf die Zäumung, eine oberflächliche Bekanntschaft mit der Stange, ihren Bestandtheilen und ihrer Wirkung schon vorausgesetzt wird. Er schreibt für Reiter, die sich um die Gründe dessen bekümmern, was sie thun und machen, und erklärt sich für den einarmigen Hebel, der auch nach des Recn. vieljähriger Überzeugung derjenige ist, worauf es hier ankommt. Bey diesem ist der Unterstützungspunct die Kinnkette, oder eigentlich das daran befestigte Auge des Oberbaums, die Last oder das, was gedrückt werden soll, die Laden, und endlich die Kraft der Zug am Kolben unten.

Weil aber hier eine lebende Kraft, der Reiter, auf eine andere lebende, das Thier, zu wirken hat, welches allein schon die einfache Untersuchung in der Statik, wo todte Gewichte in einander wirken, und weder Kraft noch Last empfindliche (sensible) sondern nur schwere Massen sind, verwickelter und ungewisser macht, so kommt, nachdem die Laden oder das Kinn empfindlicher ist, bald die Wirkung des einen, bald des andern Hebels zum Vorschein. Es war daher natürlich, daß der Verf. seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit des Pferdemauls richten, und

bey den sämtlichen Eigenschaften eines empfindlichen besonders verweilen mußte, da hier der Organismus einen so bedeutenden Einfluß hat.

Wenn der Verf. sagt: „Die Lage des Mundstücks könne keine andere seyn, als die an den Trägern des Kiefers, nämlich an dem zahlosen Rande der Laden“, so hätte das für einige wohl noch bestimmter angegeben werden können, da bekanntlich, wenn gleich ein nur sehr kurzer, zahnloser Rand zwischen den Schneidezähnen und Haken, der andere viel längere und eigentliche zwischen diesen und den Backenzähnen sich befindet, und mancher Neuling, wenn er schnell auf die Frage antworten sollte, an welchen dieser beyden Zwischenräume das Mundstück anliegen müsse, augenblicklich verlegen werden dürfte. Die Lage des Mundstücks bey einem gehörig aufgezümmten Pferde ist bekanntlich nur zwischen den Haken und den Backenzähnen.

Der Verf. läßt sich hierauf in die Analyse von nur drey Arten der festen (ungetheilten) Mundstücke ein, weil er der Meinung ist, daß alle übrigen, deren mehrere ohnehin nur noch wie alte Inventurstücke in Büchern, aber wenig mehr im Gebrauche vorkommen, darunter gebracht werden können. Die gebrochenen verwirft er, bis auf das Dessauer Jagdmundstück, alle.

Wo S. 27 von der Kinnkette gehandelt wird, kommt in der vorletzten Zeile ein Druckfehler vor, *vortheilhafter* statt *vertheilter*, der, weil er nicht angezeigt ist, und den Sinn entstellt, hier bemerkt werden muß.

S. 35 sagt der Verf.: „Wie sehr die Wirkung der Stange von der verschiedenen Richtung der Kraft abhängt, ergibt sich schon daraus, daß der Reiter, durch die verschiedene Haltung der Hand die Kraft (Wirkung) der Stange vermehren oder vermindern kann, je nachdem er die Hand höher und tiefer (sic) führt.“ Hier ist offenbar ein Versehen, denn es muß umgekehrt heißen, tiefer oder höher, wie der Verfasser selbst stillschweigend annimmt, und weiter fort richtig daraus folgert.

Sehr anschaulich wird S. 36 mit Bezug auf Tab. II. fig. 1. gezeigt, daß, wenn die Richtung der Zugkraft senkrecht auf die Stange steht, mit einem Maximum dieser Kraft gewirkt werde, da in jeden der andern beyden Fällen, wenn nämlich die Richtung der Stangenzügel entweder aufwärts (einen spitzen) oder abwärts (einen stumpfen) Winkel mit der Stange bildet, an Kraft verloren werden müsse.

Was weiter von der Stellung des Stangenbaums auf, vor und hinter den Linien, vom Herbeizäumen, besonders aber von dem *Durchfallen der Stange* gelehrt wird, sollen junge Reiter ja fleißig lesen und wiederlesen. Viele junge und alte Routinisten

meinen freylich, was man immer unter Händen hat, müsse man auch im Kopfe haben, oder verstehen und einsehen, und lachen wohl gar mit selbstgefälliger Unwissenheit über diese Pedantereyen, da sie doch sicher in schlimme Verlegenheit kämen, wenn sie z. B. das Durchfallen der Stange, nicht an einem einzelnen, gerade vor ihnen stehenden aufgezäumten Pferde mit der Hand zeigen, sondern es mit Worten erklären, d. h. die Ursachen davon anzugeben hätten.

Was die kleine Schrift, die es mancher grösseren an Wichtigkeit des Inhalts zuvorthut, besonders auszeichnet, und ihr eigenthümlich angehört, ist die darin von S. 43 an gelehrte Methode, das Pferdemaul zu messen. Rec. erinnert sich noch aus jener Zeit, als er in der Nachbarschaft des Ortes im nordwestlichen Deutschland mehrere Jahre lebte, wo der Vater unsers Verfassers, als einer der ersten damaligen Stallmeister mit Ruhm lehrte, dafs schon dieser sich mit diesem Gegenstande beschäftigt hatte. Doch blieb dem Sohne das Verdienst vorbehalten, die durch Beobachtung und Versuche erworbene Erfahrung systematisch zu ordnen, und öffentlich bekannt zu machen.

Rec. mufs es dem eigenen Studium der Leser überlassen, mit dem Verf. die Messungsmethode, wozu er sehr deutliche Anleitung, auch mittelst einiger Figuren gibt, durchzugehen, und aus den genommenen Mafsen eines gegebenen Pferdemauls, die Dimensionen der dazu passendsten Stange, das heifst, des Mundstückes, des Ober- und Unterbaums, und der Kinnkette, nach bestimmten Grundsätzen zu finden, und sich praktisch geläufig zu machen. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dafs hier nur von der *Regel* die Rede sey, und dafs bey einem Regimente, oder auch bey Einzelnen, die es nicht so genau nehmen, schon eine Annäherung zu dieser Norm, nach dem Augenscheine bey der Auswahl einiger Proben, den Ausschlag zum Behalten oder Verwerfen gibt. Aber in England geschieht es gar nicht selten, dafs ein Eigenthümer zum Sattel für sein Lieblingspferd, das Mafs nehmen läfst, um wie viel mehr kann das, ohne Mikrologie bey der Zäumung geschehen, da hierbey viel verwickeltere Verhältnisse eintreten, und alles von grösserer Bedeutsamkeit ist. In folgenden vier Sätzen ist das Hauptresultat dieser Lehre enthalten:

- 1) Die Breite des Mauls gibt die Länge des Mundstückes.
- 2) Die Länge des Mundstückes anderthalbmal genommen, die Länge der Kinnkette, ohne Haken und Langglied, die beyde nur dreyviertheil der Ladenhöhe haben müssen.
- 3) Der Oberbaum mufs so lange seyn, als die Höhe der Laden.

4) Der Unterbaum das doppelte des Oberbaums. — Nie darunter, zuweilen auch wohl etwas mehr. —

Im Vorbeygehen kann Rec. nicht umhin, bey der Stelle, wo es S. 44 heifst: „die Stuten haben oft keine Haken, statt oft, meist zu setzen; denn wirklich gehört es nur zu den seltenen Anomalien, wenn sie bey Stuten vorkommen, und auch dann sind sie immer viel kleiner, unvollkommener, und wie alle vier zugleich da.

Wenn S. 47 vom Messen der Höhe der hinteren Kinnlade die Rede ist, so kann der Ausdruck mißverstanden werden. Der Verf. meint damit, wie auch aus Tab. II. fig. 4. zu ersehen ist, nichts als das Messen der Ladenhöhe des hintern oder untern Kiefers.

Der kurze Anhang über Hebe- und Schleifzügel ist eine willkommene Zugabe, nützlich insbesondere für Bereiter, die junge Pferde zu bearbeiten haben.

Wenn auf Sprache und Styl etwas mehr Sorgfalt verwendet worden wäre, so würde diese kleine Schrift, die ungeachtet dieser Unterlassung, ein bedeutender Beytrag zur Zäumungslehre bleiben wird, auch hie und da noch mehr an Bestimmtheit und Deutlichkeit gewonnen haben.

Noch zeigt Rec. mit besonderem Vergnügen an, dafs diese Schrift den Namen eines hohen Beförderers der Reitkunst, Sr. Exc. des Hrn. Oberstallmeisters Grafen von Trautmannsdorff-Weinsberg, dem sie zugeeignet ist, an der Stirne trägt. Vom regsten Eifer für eine Kunst beseelt, welche dieser Mäcen selbst mit seltener Gewandtheit und Geschicklichkeit ausübt, wird in der Hauptstadt der Monarchie, deren Reitbahnen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, fremde Kunstverwandte aus der Ferne anzogen, der alte Ruhm wieder aufblühen, und auch das Gestütswesen, dieser grofse Ast an dem mächtigen Stamme der Staatswirthschaft, unter seinem einsichtsvollen Schutze neue fruchtbringende Zweige treiben.

3 I.

Theologie.

Apologie des dogmatischen Protestantismus nach seinen kirchlichen und christlich religiösen Verhältnissen zum reinen Katholicismus. Allen Kirchenprälaten, Seelsorgern und Theologen der drey christlichen Hauptconfessionen zur reiferen Erwägung aus Herz gelegt vom Canonicus Fabritius, Großherzogl. Badenschen Bibliothekar zu Bruchsal. 1814. Stuttgart bey

Johann Friedrich Steinkopf. 6 Bogen und $\frac{1}{2}$ Bogen Vorrede. 8.

Diese kleine Schrift soll der Vorläufer eines grösseren Werkes seyn, in welchem Hr. Fabritius seinen Vorschlag zu einer Vereinigung der drey christlichen Hauptconfessionen (wie es scheint nur in Deutschland) weiter ausführen will. Er verwahrt sich in der Vorrede, daß er keine Vereinigung beabsichtige, wie sie Molanus, Bossuet, Leibnitz etc. (er zielt wohl vorzüglich auf Theoduls Gastmahl, ob er es gleich nicht nennet), zu Stande bringen wollten; sondern nur einen Verein in den Grundartikeln will er vorschlagen, um den Neuerern, die auch diese untergraben, mit vereinigten Kräften zu widerstehen; so haben wir wenigstens den Vorschlag gefast, welcher eben nicht lichtvoll dargestellt ist. Er kommt dem Plane, welchen der evangelische Prediger Burkhard in Stäudlins Beyträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre II. 112 ff. dargelegt hat, und der Einrichtung der Gesellschaft *Christo sacrum* zu Delft, von welcher in Stäudlins Magazin für Religions-, Moral- und Kirchen-Geschichte IV. B. 1—39 weitere Auskunft zu finden ist, ziemlich nahe; der Hauptunterschied ist, daß dieser Verein nicht republikanisch sondern unter einem christlichen Fürsten von geistlichen Charakter geschehen soll, wobey ein Wink auf den Erzbischof und Primas von Deutschland, Dalberg, vorkommt; Fabritius will ferner die Unfehlbarkeit der Kirche und die Tradition beyhalten wissen, nur soll diese letztere streng bewiesen werden, wie er denn auch gegen eine wieder einzuführende geistliche Universalmonarchie feyerlich protestirt. Das zu Grunde zu legende Glaubensbekenntniß, so viel sich aus dem Schwall der Wörter herausbringen läßt, besteht in dem sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisse, doch geschieht auch der Sacramente Meldung, ohne jedoch von der Zahl ein Wort fallen zu lassen.

Wenn der Hr. Verfasser nichts weiter bezweckt hätte, als eine Vereinigung der *Theologen der drey Kirchen zur Bestreitung derjenigen, welche das Christenthum in einem lauterem Naturalismus oder Rationalismus verwandeln wollen*, so würde vielleicht seine Schrift, wenigstens nicht ganz fruchtlos gewesen seyn; da er aber offenbar weiter geht, so fiel dem Recensenten bey dem Durchlesen dieser Flugschrift die Stelle des Cicero bey, wo er

(de leg. I. 53.) den Atticus sagen läßt: „me Athenis audire ex Phaedro meo meminisse, Gellium, familiarem tuum, cum proconsule ex praetura in Graeciam venisset, Athenis philosophos, qui tum erant, in locum unum convocasse, ipsisque magnopere auctorem fuisse, ut aliquando controversiarum aliquem facerent modum; quod si essent eo animo, ut nollent aetatem in litibus conterere, posse rem convenire, et simul operam suam illis esse pollicitum, si posset inter eos aliquid convenire.“ Worauf Cicero antwortet: „jocularis istud quidam et a multis saepe derisum, sed ego plane vellem me arbitrum inter antiquam Academiam et Zenonem datum; . . . quia de re una solum dissident, de ceteris mirifice congruunt.“ Cicero erkläret hierauf dies: unam rem von einem Wortstreit, und schlägt den leichtesten Vergleich von der Welt vor, und dennoch vergeblich. Recensenten scheint es, daß Herr Fabritius wohl eben dieses Schicksal erfahren werde, zumal da hier die Unfehlbarkeit der Kirche, der Primat des Papstes und noch manche andere Punkte von den Protestanten anerkannt werden sollten. Einige gemäßigte Protestanten dürften sich vielleicht, wenn bloß die Lehre und die Verfassung der Kirche der ersten drey Jahrhunderte zum Grund der Vereinigung angenommen würde, herbeylassen, aber alle gewiß nicht; wie viele sich aber aus den Katholiken dazu verstehen würden, möchten wir von Fabritius gerne vernehmen. Auch nur auf diese Art eine kleine vierte vereinigte Kirche zu stiften, hätte der Hr. Verfasser gelassener schreiben, und alle erniedrigende Benennungen vermeiden sollen, wie: *armselige Schulvernunft, Stolz der Schulweisen, künstliches Schulgewebe verkehrter Menschen, aus vollen Halse und mit lieblosen Herzen ein unchristliches Anathema und Maran atha herausbrüllen*, und mehrere andere dergleichen Floskeln. — Wer Frieden stiften will, sollte doch eine friedliche Sprache schreiben. Mit Drohungen göttlicher Strafgerichte, die Hr. Fabritius S. 19, 33, 60, 61, niedergeschrieben hat, wird in dieser Sache gewiß nichts ausgerichtet. Auch die halb scherzhaften Vorschriften S. 72—76 schicken sich zu einem so ernstlichen Gegenstande sehr schlecht; zumal da sie der Verfasser selbst nicht befolgt; denn es heißt da unter andern, theologische Streitigkeiten sollen nur in der lateinischen Sprache geführt werden, und doch hat Herr Fabritius selbst deutsch geschrieben. —

Sacharias Hain.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 86.

Freitag, den 28. October

1814.

Alterthumskunde.

Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie, nebst einem Grundrisse der hebräisch-jüdischen Geschichte, von *W. M. Leberecht de Wette*, der Theol. Dr. und ordentl. öffentl. Lehrer an der Universität zu Berlin. Leipzig 1814 bey *Friedr. Christ. W. Vogel*, 22 $\frac{1}{2}$ Bogen und 1 B. Inhaltsanzeige und Vorrede.

Der Hr. Verfasser, der aus seinen Beyträgen zur Einleitung ins A. T. bekannt genug ist, hat dieses Lehrbuch, nach seiner Äußerung in der kurzen Vorrede, zwar zunächst für seine Vorlesungen ausgearbeitet, aber doch zugleich zu einem Leitfaden des Selbststudiums für angehende Bibelforscher bestimmt. Ob sich diese zweyerley Bestimmungen vereinigen lassen, ist sehr zweifelhaft: diels mag Hr. de Wette selbst einigermaßen gefühlt haben, weil er sogleich hinzusetzt, der nächste Zweck habe freylich keine Ausführlichkeit erlaubt, doch habe er immer das Wichtige und Wesentliche angedeutet, wenigstens durch Citate, so daß der Selbstthätige weiter eindringen kann. Beydes ist freylich wahr, aber der angehende Selbstforscher dürfte doch bey den bloßen Andeutungen, und bey der Menge Citaten, unter welchen er noch nicht zu wählen weiß, sehr bald mißmüthig werden. Für die Zuhörer, welche geschickt genug sind, das Wesentliche des mündlichen Vortrags schnell auf das Papier zu werfen, mag das Buch hingehen, und dann bey der Recapitulation Dienste leisten. — Daß Hr. de Wette die Arbeiten seiner Vorgänger benutzt hat, wie er in der Vorrede versichert, glauben wir gern, und der Inhalt des Buches beweist es satßsam. Es scheint sogar, daß er manche Citate bloß aus seinen Vorgängern enttragen hat, wie er denn immer, wie Jahn, Arvieux, anstatt d'Arvieux, citirt. Wir wollen diese Entlehnung der Citaten aus andern Büchern eben

Zehntes Heft.

nicht schlechtweg mißbilligen, aber die übergroße Menge der Citaten, unter welchen so manche ganz unbedeutende oder veraltete Bücher genannt werden, kann für den Anfänger nicht vortheilhaft seyn, welcher nur die auserlesene Literatur zu kennen wünscht. Indessen möchten auch hierüber die Stimmen getheilt seyn: so wird der Leser doch den Wunsch nicht unterdrücken können, dieses Lehrbuch möchte so gehaltvoll seyn als Planks neulich angezeigte Encyclopädie der theologischen Wissenschaften; aber es fehlt viel, daß dieser Wunsch erfüllet wäre.

Archäologie ist dem Hrn. Verf. die Kenntniß des eigenthümlichen Natur- und Gesellschaftszustandes eines Volks, die mehr den bleibenden Zustand zum Gegenstand habe, indessen die eigentliche Geschichte mehr die fortschreitende Entwicklung eines Volks behandle. Durch das eingeschaltete Wörtchen *mehr* hat sich der Verf. ohne Zweifel gegen den Einwurf verwahren wollen, daß auch die Geschichte den bleibenden Zustand, besonders bey Friedensschlüssen, Freundschaftsbündnissen, bey der Einführung einer neuen Regierungsform u. dgl. angibt, und daß dagegen auch in der Archäologie die Fortschreitung und Veränderung der Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche erzählt werden muß, worauf Hr. de Wette zwar selbst hier und da, aber bey weiten nicht überall Rücksicht genommen hat. Es wäre allerdings besser gethan, dem Worte *Archäologie* seine alte Bedeutung, nach welcher es sowohl *Alterthümer* als *alte Geschichte* begreift, zu lassen, zumal da Hr. de Wette selbst in der Einleitung durch 60 §§. die alte Geschichte der Hebräer abgehandelt hat; will man den Gegenstand, den man abhandeln will, näher bestimmen, so steht ja das Wort *Alterthümer*, *antiquitates*, zu Diensten. — Die Benennung *Hebräisch-Jüdisch* soll wohl die *alten* Hebräer, und die *neueren* Juden nach der babylonischen Gefangenschaft anzeigen; allein diese Zusammensetzung wird schwerlich Beyfall finden, weil das Wort *Hebräer* oder *Hebräisch* von dem

ganzen Volke aller Zeiten, und mithin auch von den jüngeren Juden gebraucht wird. Schicklicher wäre der Titel: *Archäologie der Hebräer*; denn biblisch kann sie nicht genannt werden, weil sie nicht auch die Merkwürdigkeiten anderer, in der Bibel vorkommenden Völker umfaßt, sondern eigentlich nur, was bey den Hebräern üblich war, abhandelt, wie denn dem zu Folge auch die Aufschrift nicht mehr verspricht.

Hr. de Wette handelt nach der schon erwähnten Einleitung die Alterthümer der Hebräer in zwey Theilen ab, und zwar der gegebenen Definition der Archäologie gemäß, im ersten Theil den Naturzustand, und im zweyten den Gesellschaftszustand der Hebräer. Der *erste Theil* enthält zwey Abschnitte, nämlich von den passiven, und von dem activen Verhältnisse der Hebräer zur Natur. Im *ersten Abschnitt* handelt das erste Hauptstück von den Eigenthümlichkeiten des Bodens und des Klima von Palästina, und das zweyte von den botanischen, zoologischen und anthropologischen Merkwürdigkeiten. Der *zweyte Abschnitt* enthält abermals zwey Hauptstücke, nämlich von der Zwangung und Bearbeitung der Natur, und von der Benutzung der Natur- und Kunstprodukte; aber diese zwey Hauptstücke sind wieder in *Kapitel* abgetheilt. (Allerdings eine sonderbare Unterscheidung dieser zwey Kunstwörter). Das erste Kapitel des ersten Hauptstückes handelt in zwey Paragraphen von der Jagd und dem Fischfange, das zweyte von der Viehzucht, das dritte vom Landbau, das vierte von Handwerken und Künsten, und das fünfte wieder nur in zwey Paragraphen vom Schiffbau und Schifffahrkunde. Im ersten Kapitel des zweyten Hauptstückes ist die Rede von Wohnungen und Hausgeräthen und auch von der Stadt Jerusalem, im zweyten von Kleidung und Putz, und im dritten von Speisen und Getränken. Der *zweyte Theil* ist in drey Abschnitte getheilt, nämlich 1. vom politischen Verhältnisse, 2. vom geselligen Verhältnisse, und 3. vom wissenschaftlich-ästhetischen Verhältnisse. Der *erste Abschnitt* liefert im ersten Hauptstücke die politische Geographie, und im zweyten Hauptstücke im ersten Kapitel das Staatsrecht; im zweyten I. in einem §. Gewohnheitsrecht der vormosaischen Periode; II. das geschriebene mosaische Recht, A) Rechte die Sachen betreffend, B) Recht der Personen; C) persönliche Rechte und Verbindlichkeiten; im dritten Kap. das peinliche Recht, I. Strafen, II. Verbrechen (diese sollten doch vor den Strafen stehen); im vierten Kap. das Gericht; im fünften die Polizey: I. Zeiteintheilung (ob diese bey den Hebräern wohl zur Polizey gehörte?), II. Mafsen, III. Reinigkeit. Das dritte Hauptstück handelt von dem kirchlichen Verhältnisse, und zwar

im ersten Kap. von dem vormosaischen Gottesdienste, im zweyten von dem im Pentateuch (welchen de Wette in seinen Beyträgen in das babilonische Exilium herabrückt) vorgeschriebenen Gottesdienste, nämlich I. vom Heiligthum, II. vom Priesterthum, III. von verschiedenen Stücken, als A) von Opfern und Gaben, B) von Gelübden, C) von der Ordnung des Gottesdienstes; im dritten Kap. wird von dem Zustande des Gottesdienstes nach Mose bis zum Exil, und zwar I. vom Heiligthum, II. vom Priesterthum, III. vom Gottesdienste, IV. vom Götzendienste gehandelt; im vierten Kap. wird der Zustand des Gottesdienstes nach dem Exil angegeben, und zwar I. das Heiligthum, II. das Priesterthum (welches, nach den Beyträgen des Verf., jetzt erst soll organisirt worden seyn), III. der Gottesdienst, IV. die Synagogen, V. die Proselyten. Im vierten Hauptstück wird das auswärtige politische Verhältniß, und zwar im ersten Kapitel der Krieg, und im zweyten der Friede in einem §. angegeben. Der *zweyte Abschnitt* von dem geselligen Verhältnisse stellet im ersten Hauptstück den Handel, im zweyten die geselligen Sitten in der Familie (wo auch von der Geburt und dem Tode die Rede ist), im dritten die geselligen Sitten aufser der Familie dar. Im *dritten Abschnitt* handelt das erste Hauptstück (ist vergessen worden; im *ersten Kapitel*) von den Wissenschaften, I. vor dem Exil, A) von Gelehrten, B) von Wissenschaften; II. nach dem Exil; im zweyten Kap. von der Literatur; das zweyte Hauptstück endlich von den schönen Künsten.

Wir haben den Inhalt absichtlich nach den Rubriken angegeben, um unsere Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, ob die Vertheilung der Gegenstände in diese neu eingeführten Fächer bequemer sey, als die Ordnung, welche vorhin befolgt worden, und als diejenige, welche Thomas Tychem vorgeschlagen, und Bellermann angenommen, aber sein Buch nicht vollendet hat. Gewiß wird es manchen nicht einfallen, die Geburt, den Tod und das Begräbniß unter der Aufschrift: *gesellige Sitten in der Familie*, oder die Eintheilung der Zeit unter der Rubrik *Polizey*, zu suchen, und so von mehreren anderen Artikeln.

Dafs übrigens alles unter den Gesichtspunct gestellt ist, welchen der Hr. Verf. in seinen Beyträgen zur Einleitung ins A. T. angegeben hat, versteht sich von selbst; aber er bleibt sich doch nicht überall gleich, sondern schreibt bisweilen, als ob er den Pentateuch für kein episches Gedicht, für welches er ihn in seinen Beyträgen ausgibt, und, in welchem nichts historisch zuverlässiges zu suchen sey, hielte. Nicht nur diese Unbeständigkeit, sondern auch die Unvollständigkeit, indem das Meiste nur dem Namen nach, oder doch

sehr mangelhaft angegeben, und die Ergänzung und Erklärung dem mündlichen Vortrage vorbehalten ist, macht das Mißverstehen des Lesers sehr leicht und fast unvermeidlich: wir werden uns also bescheiden, und nur an einige deutliche Stellen halten, vorerst aber die Frage zu beantworten suchen, die jeder Leser ohnehin aufwerfen wird, ob wir nämlich durch diese Archäologie einige Vorschriften gemacht haben.

Neue Entdeckungen, ausser den besondern, gar nicht haltbaren Ansichten des Verfs., haben wir nicht bemerkt, die nicht schon in anderen Büchern ständen; aber Entdeckungen erwartet und fordert man auch von einem, zu Vorlesungen bestimmten Lehrbuche nicht, sondern eine gute Ordnung, lichtvolle Darstellung und Vollständigkeit mit Kürze verbunden; ob aber auch diese in diesem Buche nicht hier und da sehr stark vermisst werde, erhellet schon aus demjenigen, was wir oben gesagt haben. Indessen hat es Recn. doch befremdet, daß unter der Menge der Citaten keines von denjenigen Büchern erwähnt wird, welche in den neuesten Zeiten durch ihre Nachrichten über manches im Orient übliches, mehr Licht verbreitet, oder doch was wir schon beyläufig wußten, bestätigt haben, wie z. B. von dem Säen und der Ergiebigkeit der Saaten werden S. 115 k. zwar Niebuhr und die Alten angeführt, aber was in der Reiseb. Sonini's II. 306—308 und im Anhang 451 S., und in Lempriere S. 28 hiervon gelesen wird, ist nicht erwähnt, auch hätte, was Leo Africanus, der nun in der deutschen Übersetzung 1805 leicht zu haben ist, S. 114 sagt, angeführt zu werden verdient. Aus den Alten ist hier auch Ammian Marcellin XXII. 15. übergangen, ob gleich allerdings sehr merkwürdig ist, was er von siebenzigfältiger Frucht in Ägypten sagt. So hätte auch aus den neuesten Reisenden von der Räuberey der Araber im Großen, bemerkt werden können, daß sie nur den Zoll für den Durchzug durch ihre Triften fordern, und nur durch die Gegenwehr der Karavanen zur Gewaltthätigkeit verleitet werden, womit aber nicht geläugnet wird, daß viele einzelne aus Muthwillen stehlen und rauben. Der Hr. Verf. scheint auch mit der Landwirthschaft nicht sehr bekannt zu seyn, wenn er S. 114 §. 95 schreibt: „dann geegget und gesäet“; wahrlich, Säen nach dem Eggen wäre nichts anderes, als den Vögeln Futter austreuen; es sollte heißen: dann gesäet und geegget. Aber es ist wohl, wie nach den Berichten aller aufmerksamen auch der neuesten Reisenden noch jetzt im Orient, meistens der Same in die Furche gestreuet, und mit dem Umschlage der neuen Furche bedeckt worden; das Eggen ist dann gefolget, um die Schollen zu zerdrücken. Wenn der Hr. Verf. in der a. St. meint, die Hebräer hätten

das Feld größtentheils mit der Hacke oder mit dem Spathen bearbeitet, so hat er nicht bedacht, daß dies eine beschwerliche langwierige Arbeit ist, die der träge oder müde Landmann, der Zugvieh hat, wohl unterläßt, wenn er nicht, weil etwa die Anhöhe den Pflug nicht zuläßt, dazu gezwungen wird. Auch wenn der Hr. Verf. ferner eben dasselbst dem Gesenius beytritt, und מַחְרֶשֶׁת für den Na-

men der Hacke hält, weil es 1 Sam. 13, 20 neben מַחְרֶשֶׁת Pflugscharr, steht, und also nicht ebenfalls Pflugscharr bedeuten könne: so dürfte er wenig Beyfall finden, weil in eben dieser Stelle auch noch מַחְרֶשֶׁת vorkommt, also ein dritter Name

der Pflugscharr; man könnte wohl sagen, daß zwey oder drey Arten von diesem Werkzeuge üblich waren; allein es ist bekannt, daß diese ganze Stelle 1 Sam. 13, 19—23., als eine weit jüngere Einschaltung verdächtig ist, indem sie den Zusammenhang von 1 Sam. 13, 18. und 14, 1. gewaltsam zerreißt, und auch der Inhalt ganz unwahrscheinlich ist; denn wer kann glauben, daß je zu einer Zeit unter allen Israeliten nur zwey Schwerter und zwey Wurfspiesse vorhanden waren? wie diese von einem unwissenden gedankenlosen Scholiasten herstammende Stelle aussaget. Dagegen hat de Wette ganz Recht, wenn er S. 122 §. 100 zweifelt, ob נְבֵלִים wirklich Weinkrüge bedeute; ir-

dene Geschirre, wie Gesenius will, schwerlich; denn wozu wäre dann, wenn alle *Nebel* irdene Gefäße gewesen wären, der Beysatz נְבֵל יוֹצְרִים ein *Nebel der Töpfer*, und נְבֵלֵי הַרְשׁ irdene *Nebels*? Jes. 50, 14. Klagel. 4, 2.; es scheint vielmehr ein allgemeiner Name für allerley Behältnisse gewesen zu seyn, etwa wie *dolium* bey den Römern, ein *Gefäß aus was immer für einer Materie*, welches de Wette ganz treffend vergleicht. Sonst vermessen wir in dieser Stelle die Namen der Weinschläuche אֹזְבוֹת und נְאֻדוֹת Job. 32, 19. Richt. 4, 19. 1. Sam. 16, 20.; wir würden diesen Mangel nicht angemerkt haben, wenn de Wette nicht sonst fast überall die hebräischen Namen anführte, wie es in einer Archäologie der Hebräer mit Recht gefordert wird, wenn der Leser nicht in Verlegenheit gelassen werden soll, unter dem Namen den Gegenstand zu erkennen, wenn er ihn in der Bibel liest.

Einige Äußerungen des Hrn. Verfs. sind wohl Übereilungen, wie wenn es S. 307 §. 248 heißt, die Bogen seyn *gewöhnlich* aus Erz gewesen; eine zu große Ehre für die Bogenschützen der Hebräer, denen de Wette sonst überhaupt wenig zuzugestehen pflegt; die Stellen Ps. 18, 35. Job. 20, 24.,

wo ein eherner Bogen erwähnt wird, zeigen nichts weniger als das *Gewöhnliche*, sondern das *Sonderbare* und das *Seltene* an; denn bey welchem Kriegeheere waren je *gewöhnlich* die Bogen aus Erz? Eben so ist es, wenn es S. 233 §. 195 heisst, die Bundeslade sey $2\frac{1}{2}$ Elle breit und hoch, wofür es heissen soll $1\frac{1}{2}$ Elle breit und hoch gewesen, doch diefs ist vielleicht ein Druckfehler, so wie S. 251 §. 221 von *Privatopfern* anstatt von *Privatfasten*, und gleich darauf: *Erstlinge waren von Fasten ausgeschlossen*, anstatt: *Festtage waren u. s. w.*, und S. 219 Gran 268, anstatt 316. Aber schwerlich kann dasjenige ein Druckfehler seyn, was S. 231 §. 194 zu lesen ist: „2) das Allerheiligste oder der Hinterraum, 3) das *αδύρον*,” da doch dieses mit dem Allerheiligsten ganz einerley war; und eben so auch wenn Hr. de Wette S. 193 §. 156 schreibt, der feste Kaufpreis der Braut sey dem Preise der Sklaven gleich gewesen, so ist gewifs nicht bedacht worden, dafs es im Handel und Wandel überhaupt keinen festen Preis gibt; denn wer weifs nicht, dafs die Preise, wie jetzt, so auch vor Alters, veränderlich waren, wie denn auch für die Sklaven nirgends ein fester Preis angemerkt ist; denn 2 M. 21, 32. (nicht wie gedruckt ist, 21, 21.) ist nur der gerichtliche Mittelpreis auf 50 Schekel bestimmt, wogegen 3 M. 27, 1—8. auch sehr verschiedene gerichtliche Mittelpreise nach Alter und Geschlecht angegeben werden; und es ist auch der Mittelpreis der Braut blofs für Rechtsfälle 2 M. 22, 15. auf 30 Schekel gesetzt, aber doch 5 M. 22, 29. für den besondern Fall der unzüchtigen Gewaltthätigkeit auf 50 Schekel erhöht, nicht zu gedenken, dafs 1 M. 29, 18. 27. 34, 11—12. Jos. 15, 16. 1 Sam. 18, 23 ff. 2 Sam. 3, 24. andere Preise der Bräute erwähnt werden. Eben so hat sich Hr. de Wette übereilet, wenn er S. 209 §. 178 den Hebräern in älteren Zeiten das bürgerliche Jahr vom Anfang des Tischri (ersten Neumond des October) abspricht, weil in der Bibel überall die Monde vom Anfang des Kirchenjahres, vom ersten Nisan (ersten Neumond des April) gezählt werden. Hätte er sich doch erinnert, dafs wir selbst ein Militärjahr haben, ob wir gleich nicht nach demselben zählen. Es ist für die Landwirtschaft und für Verträge über landwirtschaftliche Gegenstände schlechtweg notwendig, das Jahr nach geendigter Ernte, Weinlese und Einsammlung der Früchte anzufangen, und bey den Hebräern war dieses schon wegen des Sabbathsjahrs und Jubeljahrs unumgänglich; denn das Sabbathsjahr, als Brachjahr, und das Jubeljahr, in welchem die verkauften Acker an die Verkäufer zurückfielen, mußte notwendig nach allen eingesammelten Früchten beginnen, und konnte nicht vom Nisan oder Frühling anfangen. Daher ward auch der erste des 7. Mondes mit dem Schal-

le (nicht, wie de Wette schreibt, der Posaunen, welche die Hebräer gewifs nicht kannten, sondern) der Blasehörner, als ein besonderer Festtag angekündigt, damit er bey dem Mangel der Kalender jedermann bekannt würde, 3 M. 23, 24. 4 M. 24, 1. ff. Eine ähnliche Übereilung ist es, wenn de Wette behauptet, die Füße der gekreuzigten seyn nur angebunden worden, und sich auf Paulus beruft; welcher in seinem Commentar III. Band S. 753 in Plauti Mostellaria, anstatt *affigantur*, oder *obfigantur* lesen will: *obfringantur bis pedes et bis brachia*; denn nicht zu gedenken, dafs es vom zerschlagen oder zerschmettern, nicht *pedes*, sondern *crura* heissen müßte; denn nicht die Füße, sondern die Schenkel und Beine wurden den gekreuzigten zerschmettert; nicht zu erwähnen, dafs die einmal zerschmetterten Arme- und Schenkelbeine nicht das zweyte Mal zerschmettert werden konnten, wie auch dafs die Zerschmetterung der Beine eigentlich der Gnadenstofs war, also nicht gedrohet, vielweniger zweymal gedrohet werden konnte; alles dieses, wie gesagt, nicht zu erwähnen: so hat auch der Kritiker *Bothe*, der den Plautus 1809—1811 neu herausgegeben hat, diese Lesart nicht angenommen, und schreibt in den Kritischen Anmerkungen T. IV. p. 514: „*obfigantur*. Ita, vel potius *offigantur* Mss. et magna pars veterum editionum, quarum aliae: *offringantur*. Rectum est *obfigantur*, quod bene monent accipiendum esse pro *adfigantur*.” Hierauf verweist er auf seine Anmerkung ad Captiv. 533, wo er schreibt p. 167: „legendum: *obnutas*, h. e. *adnutas*, usu *ob* praepositionis pervulgato apud veteres Latinos, ut Festus auctor est.” Man sollte endlich auch Tertullian nicht übergehen, welcher viele cruciarios gesehen hat, und contra Marc. L. III. n. 19. p. 403 T. I. edit. Würceburg 1780 schreibt: „*foderunt*, inquit, *manus meas et pedes meos*, quae propria atrocitas crucis est.” Wenn die Füße nur angebunden wurden, so konnte Tertullian (und kein Kirchenvater aus den Zeiten, in welcher die Strafe des Kreuzes noch üblich war) diese Stelle auf Christum deuten, indem das Durchbohren der Füße auf ihn nicht anwendbar gewesen wäre, vielweniger hätte Tertullian so zuversichtlich schreiben können, die Grausamkeit der Kreuzigung bestehe eigentlich in der Durchbohrung der Hände und Füße. Dafs aber Jesus dem schwerglaubigen Thomas Joh. 20, 27. nur die Maale der Hände und der Seite zeigt, rühret blofs daher, weil Thomas vorhin Joh. 20, 25. nur diese zu sehen verlangt hatte; dagegen zeigt Jesus den eilf Aposteln Luk. 24, 39—40. auch die Füße, zur Beglaubigung, dafs er derjenige sey, der gekreuzigt worden: *ιδετε τας χείρας μου και τας πόδας μου, ότι αυτός εγώ ειμι και τούτο ειπών, επέδειξεν αυτοίς τας χείρας και τας*

πῶδας. Man mag sich winden wie man will: so wird man doch keine plausible Ursache angeben können, warum Jesus, wenn seine Füße nicht eben so wie die Hände mit Nägeln durchbohret worden, auch die Füße vorgezeigt habe, um zu beweisen, dafs er wirklich und leiblich der Jesus sey, der gekreuzigt worden; ja nicht einmal nachweisen läfst sich, wie Lukas, der, wenn er auch bey der Kreuzigung Jesu nicht zugegen war, doch die Kreuzigung gewifs gut kannte, dieses habe schreiben können. Antwortet man, Jesus habe darum auch seine Füße gezeigt, um zu beweisen, dafs er kein Geist sey, so hätte er ja nicht die Hände mit den Füßen zusammengesetzt, oder dabey auch auf den Kopf oder die Schultern aufmerksam machen können, woraus sich denn wohl auch ergeben hätte, dafs er Fleisch und Beine habe, und kein bloßer Geist sey.

Seinem vorgefassten Systeme gemäß, erklärt der Hr. Verf. S. 186 die Beschneidung blofs für ein Zeichen des israelitischen Bürgerrechts, für einen zur theokratischen Reinigkeitsdisciplin gehörigen Gebrauch. Wir wollen nicht entgegensetzen, dafs die Beschneidung nach 1 M. 17. besonders v. 7., das Zeichen der Verpflichtung zur Religion Jehovens war, denn dieses alles, was die ältesten Zeiten betrifft, erklärt de Wette für mythisch und unzuverlässig; allein es mufs bemerkt werden, dafs die Beschneidung von den Hebräern zu allen Zeiten für ein Zeichen der Verbindlichkeit zur Religion Jehovens nach den Mosaischen Vorschriften, gehalten wurde, daher sie keinen unbeschnittenen, wenn er gleich Verehrer Jehovens war, an den Opfermahlzeiten Theil nehmen liessen. Nach eben diesem Systeme sollen S. 182 die Priester 2 Sam. 8. 17. 1 Kön. 4. 4. unter die königlichen Rätthe gezählt werden, als geistliche Rätthe oder als Hofkaplane. In den angeführten Stellen finden sich nur die hohen Priester unter den Rätthen des Königs, und wenn sie de Wette mit Hofkaplanen vergleicht, so scheint er nicht zu wissen, welchen Rang unsere Hofkaplane behaupten, und welches Amt sie haben; passender hätte er den hohen Priester unter den königlichen Rätthen, mit dem Mufi der Türken, oder mit dem Scheich el-islam der Perser vergleichen können. So ist es auch nach jenem Systeme, wenn es S. 260 §. 222 heifst, das Daseyn des h. Gezelts sey nach Mose sehr unsicher, und doch soll S. 271 §. 225 der Tempel nach der Form des h. Gezeltes gebauet, und die Bücher Mosis, in welchen das h. Gezelt beschrieben wird, sollen nach den Beyträgen des de Wette erst in der babylonischen Gefangenschaft verfaßt worden seyn; wie ist dieses zu vereinigen? — So soll auch S. 206 das Symbolische des Osterlamms mythisch verhüllet und undeutlich, dagegen aber die Bedeutung des ungesäuerten Brotes deutlich seyn, und

S. 180 §. 146 soll der König auch die Priesterwürde in sich vereinigt haben, da doch kein König von Juda geopfert hat; ist es doch, als ob de Wette das *jus circa sacra* von dem Priesteramte nicht zu unterscheiden wüßte. Solche schiefe Ansichten, die aus dem vorgefassten Systeme des Verfassers fließen, sind häufig; die angeführten mögen als Beyspiele hinreichen.

Wir wollen nun auch noch Beyspiele von der besonderen Deutung mancher Stellen der h. Schrift anführen. De Wette schreibt §. 143 S. 178: „Die beschliessende und richterliche Gewalt sammt der Verwaltung des Cultus wurde den Priestern in die Hände gegeben, welche in Ausübung der ersteren an das Symbol Urim und Thummim gebunden waren.“ Wir wollen es nicht rügen, dafs de Wette sonst die Gewalt der Priester in sehr junge Zeiten herabsetzt, aber auffallend ist es, wenn die Stammfürsten und Familienhäupter hier gar nicht erwähnt werden, und wenn es in der Note a heifst: „also ein Priester-Hierarchie“ (gibt es denn auch ein weltliche oder nicht priesterliche Hierarchie?), und dieser Ausspruch heyläufig mit einem Fragezeichen auf 2 M. 19, 4–6. gegründet wird, wo das ganze Volk ein Königreich der Priester genannt, und dieses sogleich durch: *ein heiliges Volk* erklärt wird, woraus erhellet, dafs ganz deutlich und ohne alle Zweydeutigkeit das ganze Volk als Gott so geheiligt dargestellt wird, wie sonst Priester Gott geheiligt oder gewidmet sind. Wo ist hier auch nur die geringste Spur von Hierarchie, oder von einem Regiment der Priester? die auch damals noch alle Erstgeborne der Familien, und nicht, wie hernach, die Nachkommen Aharons waren. — Es ist endlich für einen Alterthumskenner nicht unmöglich, wie de Wette S. 261 f. in der Note h vorgibt, den Streit über den Tag des letzten Abendmahls Jesu (*πασχα σαρωσιμον*) zu entscheiden, wenn man nur folgendes, allen Alterthumskennern Bekanntes bemerkt: I. *ἡ πρώτη τῶν ἀζύμων* des Matth. 26, 17. *ἡ ἡμέρα τῶν ἀζύμων* des Markus 14, 12., *ἦλθε δε ἡ ἡμέρα τῶν ἀζύμων* des Lukas 22, 7. ist ganz einerley mit *πρὸ τῆς ἑορτῆς τῆς πάσχα* des Johannes 13, 1. nämlich der Donnerstag der Leidenswoche Jesu, an welchem die Juden schon zeitlich alles Gesäuerte aus den Häusern weggeschafften, weil Abends Ungesäuertes genossen werden mußte, daher selbst Josephus Arch. II. 15. 1. die Dauer von Ostern auf 8 Tage, und Arch. III. 10, 5. IX. 13, 3. wieder auf 7 Tage bestimmt, ja selbst 3 M. 23, 5–6. wird sowohl der 14. als der 15. Tag des Nisan, als der Anfang dieses Festes angegeben. II. Joh. nennet 13, 1. diesen Donnerstag *πρὸ τῆς ἑορτῆς τῆς πάσχα*, nach der Art der Juden, welche den Tag vom Abend bis wieder Abend rechneten. III. wenn Joh. 18, 28. schreibt, Jesus sey

frühe (nämlich am Freytag) zu Pilatus geführt worden, die Juden seyn aber nicht in das Prätorium hineingegangen, um nicht unrein zu werden, und das *pascha* essen zu können: so ist *pascha* hiernicht das Osterlamm, sondern andere Opfer, welche die Hebräer an allen drey grossen Festtagen, und folglich auch am Osterfeste, von dem, aus dem Gelübde Jakobs herstammenden zweyten Zehnten brachten, und die selbst 5 M. 16, 2. פֶּסַח לַיהוָה

genannt werden, vergl. 2 Paral. 30, 22. 35, 8—9.; IV. Johannes nennet 19, 14. den Freytag, an welchem Jesus gekreuzigt worden, *παρασκευη το πασχα*, diess ist aber nicht *Vorbereitung des Osterfestes*, sondern, *παρασκευη* in der jüdischen Bedeutung, der *Vorsabbath*, der einige Stunden vor dem Abend des Freytags anfang, und von *pascha* benannt wird, weil er auf das Osterfest fiel; daher sagen auch die Juden bey Joh. 19, 31.: *ἵνα μὴ μείνη ἐπὶ τῆ σαρρῆ τὰ σώματα ἐν τῷ σαββατῷ*. Es ist nicht leicht abzusehen, was diese Vereinigung der angeführten Stellen, die ganz aus dem Sprachgebrauche und den Gewohnheiten der Juden jener Zeiten fließet, gründliches entgegen gesetzt werden könnte.

Sacharias Hain.

Schöne Wissenschaften.

Fantasiestücke in Callot's Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von Jean Paul. Bamberg, 1814. Neues Leseinstitut von C. F. Kunz. 2 Theile. 1. Bd. Vorr. XVI u. 240 S. 2. Bd. 360 S. 8.

Wer an der Hand eines berühmten Humoristen zum erstenmale auftritt, fordert zu nicht gewöhnlichen Erwartungen auf, nur zu leicht wird man strenger in seinem Verlangen, und wohl dem neuen Ankömmling, wenn er diese Forderungen zu befriedigen versteht. Diess Zeugniß glauben wir mit vollem Rechte dem Verfasser dieses Buches, dem Herrn Hoffmann, Musikdirector in Dresden, seinen Namen nennt uns die Vorrede, ertheilen zu können. Der Scherzkünstler entflieht zu leicht und spricht der breiten Gelehrsamkeit Hohn, wenn man an seine Werke bedächtig die hölzerne Elle der Beurtheilung legt. Wir wollen diese Klippe zu vermeiden suchen.

Die erheiternde Vorrede, in Gestalt einer Beurtheilung der Jenaer Literaturzeitung vom Jahre 1823, leicht hingeworfen, führt auf eine freundliche Weise in das Buch ein, durchläuft scherzhaft das ganze, und beurtheilt sich am Ende selbst.

1. *Jacques Callot*, enthüllt kurz die Absicht des

Titels, die Kunstwerke Callots und die Dichtungen gegen einander stellend.

2. *Ritter Gluck*. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809. Eine feurige Kühne Dichtung, Glucks Herrlichkeit und Verdienste auf eine tüchtige Weise preisend, voll reicher Einbildungskraft, mit einem überraschenden Schlusse. Viel ist aus dem Leben aufgegriffen, und mancher jagende Taktpaukende und die Kunstwerke durch Verstümmelung entweihende Kapellmeister wird sich in dem Bilde, möchte es zu seiner Besserung seyn, wieder erkennen.

3. *Kreisleriana*. 1—6. Fliegende Blätter, durch einen gemeinsamen Namen, dem die Verfassung derselben zugeschrieben wird, verbunden. Kreisler ist ein wahrer Humorist und verschwindet auch so. Man möchte ihn für einen leiblichen Bruder von Jean Pauls Schoppe halten, ja manchmal für den durch die Welt streifenden Schoppe selbst, ohne daß er doch durch diese Anklänge irgend etwas von seiner Eigenthümlichkeit einbüßt. Diese *Kreisleriana* enthalten: 1) Johann Kreislers, des Kapellmeisters musikalische Leiden. Wieder das Leben auf eine kühne Art ergriffen und dargestellt; wie die Tonkunst durch Kaffee und Thee in das elendeste hässliche Leben geschwemmt und verschwemmt wird. Wer weiß nicht aus folgender Beschreibung aus seinem Leben das Urbild zu geben? — „neben dem Thee, Punsch, Wein, Gefrorenen etc. wird auch immer etwas Musik präsentirt, die von der schönen Welt ganz gemüthlich so wie jenes eingenommen wird. Die Einrichtung ist so: nachdem jeder Gast Zeit genug hat, eine beliebige Zahl Tassen Thee zu trinken, und nachdem zweymal Punsch und Gefrorenes herumgegeben worden ist, rücken die Bedienten die Spieltische heran für den älteren, solideren Theil der Gesellschaft, der dem musikalischen das Spiel mit Karten vorzieht, welches auch in der That nicht solchen unnützen Lärm macht, und wo nur einiges Geld erklingt. — Auf diess Zeichen schießt der jüngere Theil der Gesellschaft auf die Fräuleins Röderlein zu; es entsteht ein Tumult, in dem man die Worte unterscheidet: Schönes Fräulein, versagen sie uns nicht den Genuß ihres himmlischen Talents — o singe etwas, meine Gute. — Nicht möglich — Catarrh — der letzte Ball — nichts eingäbt — o bitte, bitte — wir stehen etc. Gottlieb hat unterdessen den Flügel geöffnet, und das Pult mit dem wohlbekanntenen Notenbuche beschwert. Vom Spieltisch herüber ruft die gnädige Mama: chantez donc, mes enfans! das ist das Stichwort meiner Rolle; ich stelle mich an den Flügel und im Triumph werden die Röderleins an das Instrument geführt. Nun entsteht wieder eine Differenz: keine will zuerst singen. „Du weist, liebe

Nanette, wie entsetzlich heiser ich bin." — „Bin ich es denn weniger, liebe Marie!" — „Ich singe so schlecht." — „O Liebe, fange nur an" u. s. w. Mein Einfall (ich habe ihn jedesmal!) beyde möchten mit einem Duett anfangen, wird gewaltig beklatscht, das Buch durchblättert, das sorgfältig eingeschlagene Blatt endlich gefunden, und nun geht's los: *Dolcedell' anima etc* — 2) *Ombra adorata*. Bezieht sich auf einen Gesang den Crescentini zu dem Singespiele Romeo und Julie von Zingarelli setzte, und mit ganz eigenem Vortrage sang. 3) Gedanken über den hohen Werth der Musik. Mit treffender und gemüthlicher Ironie wird viel Ernsthaftes abgesprochen. 4) Beethovens Instrumental-Musik. Ein feuriges Lob dieses berühmten Tonsetzers. Wir führen folgende Stelle an: „Gewiss nicht allein in der Erleichterung der Ausdrucksmittel (Vervollkommnung der Instrumente, größere Virtuosität der Spieler), sondern in dem tieferen, innigeren Erkennen des eigenthümlichen Wesens der Musik liegt es, das geniale Componisten die Instrumental-Musik zu der jetzigen Höhe erhoben. Mozart und Haydn, die Schöpfer der jetzigen Instrumental-Musik, zeigten uns zuerst die Kunst in ihrer vollen Glorie; wer sie da mit voller Liebe anschaute und eindrang in ihr innigstes Wesen, ist — Beethoven! — die Instrumentalcomposition aller drey Meister athmen einen gleichen romantischen Geist, welches in dem gleichen innigen Ergreifen des eigenthümlichen Wesens der Kunst liegt; der Charakter ihrer Compositionen unterscheidet sich jedoch merklich. — Der Ausdruck eines kindlichen heitern Gemüths herrscht in Haydns Compositionen. Seine Symphonien führen uns in unabsehbare grüne Haine, in ein lustiges buntes Gewühl glücklicher Menschen. Jünglinge und Mädchen schweben in Reihentänzen vorüber; lachende Kinder, hinter Bäumen, hinter Rosenbüschen lauschend, werfen sich neckend mit Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit, wie vor der Sünde, in ewiger Jugend; kein Leiden, kein Schmerz, nur ein süßes, wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Gestalt, die in der Ferne im Glanz des Abendrothes daher schwebt, nicht näher kommt, nicht verschwindet, und so lange sie da ist, wird es nicht Nacht, denn sie selbst ist das Abendroth, von dem Berg und Hain erglühen. In die Tiefen des Geisterreiches führt uns Mozart. Furcht umfängt uns, aber ohne Marter ist sie mehr Ahndung des Unendlichen. Liebe und Wehmuth tönen in holden Geisterstimmen; die Nacht geht auf in hellem Purpurschimmer und in unaussprechlicher Sehnsucht ziehen wir nach den Gestalten, die freundlich uns in ihre Reihen winkend, in ewigem Sphärentanze durch die Wolken fliegen. (Mozarts Symphonie in

Es dur, unter dem Namen des Schwanengesanges bekannt.) So öffnet uns auch Beethovens Instrumental-Musik das Reich des Ungeheuren und Unermesslichen. Glühende Strahlen schiessen durch dieses Reiches tiefe Nacht, und wir werden Riesenschatten gewahr, die auf- und abwogen, enger und enger uns einschließen, und uns vernichten, aber nicht den Schmerz der unendlichen Sehnsucht, welcher jede Lust, die schnell in jauchzenden Tönen emporgestiegen, hinsinkt und untergeht, und nur in Schmerz der Liebe, Hoffnung, Freude, in sich verzehrend aber nicht zerstörend unsere Brust mit einem vollstimmigen Zusammenklänge aller Leidenschaften zersprengen will, leben wir fort und sind entzückte Geisterseher! — Der romantische Geschmack ist selten, noch seltener das romantische Talent, daher gibt es wohl so wenige, die jene Lyra, deren Ton das wundervolle Reich des Romantischen aufschliesst, anzuschlagen vermögen. Haydn faßt das Menschliche im menschlichen Leben romantisch auf; er ist comensurabler, falscher für die Mehrzahl. Mozart nimmt mehr das Übermenschliche, das Wunderbare, welches im innern Geiste wohnt, in Anspruch. Beethovens Musik bewegt die Hebel der Furcht, des Schauers, des Entsetzens, des Schmerzes, und erweckt aber jene unendliche Sehnsucht, welche das Wesen der Romantik ist. Er ist daher ein rein romantischer Componist; und mag es nicht daher kommen, daß ihm Vokalmusik, die den Charakter des unbestimmten Sehns nach zuläßt, sondern nur durch Worte bestimmte Affecte als in dem Reiche des Unendlichen empfunden darstellt, weniger gelingt? Den musikalischen Pöbel drückt Beethovens mächtiger Genuss; er will sich vergebens dagegen auflehnen." — Die 5) höchst zerstreuten Gedanken enthalten viel Treffliches und Gedachtes über Musik, Kunst überhaupt und Leben. Vieles bietet sich uns zur Mittheilung an, das wir aber, um nicht weitläufig zu werden, zurückweisen müssen, nur folgendes auswählend: „Nicht sowohl im Traume, als während des Einschlafens, vorzüglich wenn ich viel Musik gehört habe, finde ich die Übereinkunft der Farben, Töne und Düfte. Es kommt mir vor, als wenn alle auf die gleiche geheimnißvolle Weise durch den Lichtstrahl erzeugt würden, und dann sich zu einem wundervollen Concerte vereinigen müßten. — Der Duft der dunkelrothen Nelke wirkt mit sonderbarer magischer Gewalt auf mich; unwillkürlich versinke ich in einen träumerischen Zustand und höre dann, wie aus weiter Ferne, die anschwellenden und wieder verfließenden tiefen Töne des Bassethorns." 6. Der vollkommene Maschinist ist eine Fülle boshafter Einfälle gegen das Maschinwesen der meisten Bühnen, und der

Abmarterung ihrer Vorsteher, um — etwas Ungeschicktes und Widersinniges hervorzubringen.

4. *Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen.* In diese kühne Dichtung, voll Einbildungskraft und Leben, mit überraschendem, schauerlichen Schlusse, schreitet der Geist Mozarts von einem künstlerischen Geiste durch sein Meisterwerk gefolgt, bey uns vorüber, und was Mozart in Tönen bewunderungsvoll aussprach, gelingt hier den Worten nachzusprechen und zu enthüllen. Weder die kunstvolle Auffassung des Geistes, der in Mozarts Don Juan seine Fittige schwingt, noch die künstliche Dichtung, welche sich hindurch schlingt, bleibt hinter den andern zurück, beydes erscheint aus einem Gufs.

Der zweyte Band gibt 5. *Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza* (eine Fortsetzung des Gespräches der beyden Hunde Scipio und Berganza in Cervantes Erzählungen). Eine geistreiche Dichtung fortzuführen, ist keine kleine Aufgabe, um so mehr, da der Fortsetzer erwarten und darauf rechnen muß, daß viele seiner Leser die erste Dichtung nicht kennen, und er daher dafür sorgen muß, daß auch seiner Dichtung eine gewisse Selbstständigkeit, wodurch eine anziehende Kraft bewirkt wird, nicht fehle. Dieß ist dem Verf. dieser Fortsetzung wohl gelungen, wenn auch mehrere Stellen dem neu hinzutretenden Leser dunkel bleiben möchten, so erstrecken sich diese doch nicht zu tief, um die Kraft des Ganzen zu lähmen. Viel Tiefes, Durchdachtes, Treffendes und Ernstes durchschlingt sich auf eine anmuthige Art mit gar Ergötzlichem und Erheiterndem; denn ein nicht geringes Feld der Kunst wird im Gespräche durchwandelt, viel Herrliches, viel Abergwitziges und Lächerliches der Zeit und ihres Geschmacks wird besprochen. Vor allen halten wir die Erzählung von den beyden Sphinxen für äußerst belustigend, die wir hier zur Erbeiterung, zum Beweise, wie der Verf. lustige Ereignisse erzählt, und zur Warnung vor männiglich, der mimischen Darstellungen sich ergibt, hersetzen wollen. Der Hund Berganza erzählt: „Ich vergalt diese Zuneigung mit der herzlichsten Freundschaft und folgte ihm daher um so williger, als er (der Professor) mich einen Abend, da die Gesellschaft eben im Begriff war, in den schwarz ausgeschlagenen Saal zu gehen, weil Madame ihre mimischen Darstellungen produziren wollte, in ein Nebenzimmer lockte. Er hatte, wie gewöhnlich, wieder ein gutes Stück Kuchen für mich in Bereitschaft; während ich es verzehrte, fing er an mich leise am Kopfe und hinter den Ohren zu krauen, und endlich zog er ein Tuch hervor, welches er um meine

Stirne schlang, und mit vieler Mühe an den Ohren herum drappirte, wobey er mich anschauend, öfters lachte und ausrief: kluger Hund — kluger Hund, sey heute nur recht klug und verdirb mir nicht den Spafs! Des Putzes noch vom Theater her gewohnt, liefs ich alles mit mir machen und folgte ihm willig und leise in den Saal, wo Madame ihre mimischen Darstellungen schon begonnen hatte. Der Professor wußte mich den Blicken der Zuschauer so geschickt zu entziehen, daß Niemand mich bemerkte. Endlich, nachdem Marien und Caryliden gewechselt hatten, trat Madame mit einem ganz seltsamen Kopfputz, der dem meinigen auf ein Haar glich, hervor, kniete hin, und streckte die Arme auf ein Taburet vor sich her, indem sie ihre sonst geistreichen Augen zu einem stieren, unangenehm gespenstischen Blick zwang. Nun lockte mich der Professor leise hervor, und ohne eigentlich den wahren Spafs zu ahnden, schritt ich gravitatisch in die Mitte des Zimmers, und legte mich der Dame dicht gegenüber, die Vorderpfoten ausgestreckt in meiner gewöhnlichen Stellung, auf den Boden, indem ich in wirklicher Verwunderung über ihre Figur, die vorzüglich Rücksicht des gewissen Theils, auf dem man sitzt, den die Natur in gar zu üppiger Fülle angebildet hatte, sich knieend ganz besonders ausnahm, sie, und wie ich glaube, mit ziemlich feurigen Augen, unverwandt anstarrte. — Der tiefen Todesstille folgte ein unmäßiges, allgemeines Gelächter, jetzt vorerst erblickte mich die in der innern Kunstschauung versunkene Dame; sie sprang mit wilder Geberde wüthend auf, und rief mit Makbeths Worten: Wer hat mir das gethan? Aber Niemand hörte sie, denn alles, von dem gewifs überkomischen Anblick wie elektrisirt, rief und schrie noch durcheinander: Zwey Sphinxen! — zwey Sphinxen im Conflikt!“ —

6. *Der Magnetiseur, eine Familienbegebenheit,* ist eine der furchtbaren Ereignisse, die man in den neueren Zeiten der Wirkung menschlicher Kräfte über das Gemüth anderer zuschreibt, und die das wundervolle Wechselspiel in der Natur erklären sollte, aber immer tiefer verhüllen. Eine der ergreifendsten Dichtungen dieser Art ist die vorliegende, worin besonders die Erzählung von dem Major und seinem Ende überaus furchtbar und erschütternd ist. Die ganze Geschichte selbst endet aber mit einem tiefen Schauer, der den Leser ergreift, indem sie in ein unbestimmtes, nebelhaftes Dunkel gehüllt wird, und sich so schaurig endet. Sie ist gewifs eine, wie Jean Paul in der Vorrede sagt: „mit hecker Romantik und Anordnung, und mit Kraftgestalten fortreisende Erzählung.“ — Druck und Papier sind gut.